

Die beiden Kleinkinder des genialen Physikers Julius Rahland werden während eines Attentats von der Familie getrennt. Während die Eltern ums Leben kommen, wird die einjährige Ulrike von einem Bodyguard gerettet. Der dreijährige Sven wird von den Attentätern verschleppt.

Zwölf Jahre vergehen, in denen der Bodyguard Svens Spur verfolgt. Vergeblich hatten die Attentäter versucht, über den Jungen an das umfangreiche Vermächtnis Julius Rahlands zu gelangen. Nun, da der Junge offenbar nicht von Nutzen ist, soll er endgültig beseitigt werden.

Der Bodyguard kann dies verhindern und flieht mit dem Fünfzehnjährigen - eine mörderische Jagd beginnt, die sie auch in ein Umerziehungslager führt. Dort entdecken die Gejagten, wie eine von Julius Rahlands Erfindungen zur Manipulation der Inhaftierten missbraucht wird.

Mit dem Wissen, dass diese Technik bislang unbemerkt auch gegen die übrige Bevölkerung eingesetzt wird, gelangen Sven und seinem Retter die Flucht.

www.octavian-saga.de

Poul-Henrik Karlson

Rahlands Vermächtnis

Band 1 der Octavian-Saga

Poul-Henrik Karlson

Rahlands Vermächtnis



Band 1 der Octavian-Saga

Rahlands Vermächtnis

Inhaltsverzeichnis

1 Prolog	7
2 Kerzen und Wunder	72
3 Geisterparty	95
4 Das Haus der Weißensteins	124
5 Ende einer Kindheit.....	162
6 Viele Wege nach Süden	199
7 Bücher und Bilder	230
8 Ein einsames Versteckspiel	257
9 Von Burgen und Kerkern	289
10 Der Fall eines Sterns	320
11 In der Hölle des Löwen	346

1 Prolog

Simon Walthers Puls schnellte schlagartig in die Höhe. Seit fünfundzwanzig Jahren arbeitete er nun für die Regierung, die meiste Zeit davon im Personenschutz. Er hatte viele „lebende Objekte“ geschützt, zum Teil auch gegen deren Willen. In der Aufgabe, die nun vor ihm lag, war jedoch bedeutend mehr Brisanz als in allen früheren. Als ob Walther nicht schon genug Schwierigkeiten hatte, den Druck abzufangen, der von außen auf seiner Abteilung lastete, machte ihm gerade jetzt ausgerechnet sein langjähriger Schulfreund Julius Rahland schwer zu schaffen. Seit ihrer Zeit in einer Eliteschule kannten sich die beiden, fast fünfunddreißig Jahre schon. Er wusste, dass Julius ebenso brillant wie stur war. Vermutlich musste man so sein, wenn man sein ganzes Leben lang einen überaus gut entwickelten Spürsinn für technische Entdeckungen besaß. Und Julius Rahland wusste diese ebenso genial zu vermarkten. Seine Erfindungen jedoch brachten ihn mit den großen, mächtigen Firmen häufig in Konflikte.

Immer wieder fand Rahland Wege, umweltfreundlichere Produkte zu entwickeln als die, die in den Werbesendungen den „Verbrauchern“ - was für ein entwürdigendes Wort für einen selbständigen Menschen - angepriesen wurden. Rahlands Erfolge ließen den Umsatz der großen Konzerne mehrfach empfindlich schrumpfen.

Vor allem auf dem Energiesektor hatte er sich mächtige Feinde gemacht. Seine Patente hätten die Menschen von zentralen Stromversorgungsnetzen unabhängiger machen können. Doch genau dies widersprach völlig der Philosophie der Großindustrie. Kurz vor der Präsentation einer kleinen, in jedem Haus zu betreibenden Energiequelle wur-

de in sein Labor eingebrochen, das Labor verwüstet, ein Teil der Einrichtung gestohlen und das Gebäude angezündet. Zum Glück kam bei diesem „Unfall“ niemand zu Schaden, doch die Einrichtung war zerstört und Julius Rahland wütend wie nie. Wie viele seiner Aufzeichnungen ihm noch zur Verfügung standen, hatte er niemals mitgeteilt. Sicher war jedoch, dass viele Jahre intensiver Forschungsarbeit zunichtegemacht worden waren.

Dem offiziellen Polizeibericht zufolge galt ein technischer Defekt als Brandursache. Diese Version wurde jedoch allgemein angezweifelt. Als Simon Walther versuchte, Licht in das Dunkel der Ermittlungen zu bringen, wies ihn der Minister höchst persönlich zurecht und forderte ihn auf, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Es war erschreckend zu erleben, wie sehr der Druck der Großkonzerne bereits auf der Regierung lastete. Allen voran EURENCOM, Europas größtem und mächtigstem Energie- und Kommunikationskonzern, gelang es immer wieder, politische Entscheidungen zu seinen Gunsten zu beeinflussen.

Kurzum, Walthers Freund Julius Rahland war sein aktueller „Kunde“ und ein schwieriger noch dazu. Sie hatten Hinweise erhalten, die auf eine Entführung Rahlands hindeuteten. Abwegig schien diese Vorstellung nicht. Auch ohne seine Stromgeneratoren blieb Rahland vielen ein Dorn im Auge. Als allgemein anerkannter und populärer Wissenschaftler prangerte er regelmäßig den verantwortungslosen Umgang mit der Natur und den Abbau der Menschenrechte, vor allem in den Staaten außerhalb der Europäischen Föderation, an. Und er fand Gehör.

Simon Walther legte ungewohnt aufgebracht den Telefonhörer, den er in den vergangenen fünf Minuten gedan-

kenverloren in der Hand gehalten hatte, mit deutlich größerem Schwung als notwendig wieder auf die Gabel. Ihm schien es nicht aufzufallen, das Stefan Rodnik, ein langjähriger Mitarbeiter seines Teams, in der Tür stand. Rodnik führte die Männer im Außeneinsatz. Eine Aufgabe, die Walther nicht mehr übernehmen konnte, seit eine verirrte Kugel sein linkes Knie derart beschädigt hatte, dass er dieses nur noch unter starken Schmerzen beugen konnte.

„Meine Güte, ist das ein sturer Kerl!“, schimpfte Walther kopfschüttelnd. Rodnik blickte seinen Chef unverwandt und mit einem schelmischen Grinsen auf den Lippen an. „Das sagt meine Frau auch immer zu mir, dass ich stur wäre, meine ich. Aber weshalb beschweren Sie sich so über mich?“ Walther sah auf und musterte Rodnik mit besorgter Miene, ohne auf dessen ironischen Tonfall zu reagieren. „Sie doch nicht, Rodnik, das wissen Sie ganz genau. Spaß beiseite, Rahland hat es abgelehnt, sich mit seiner Familie in Schutzhaft zu begeben. Der sture Kerl will unbedingt im alten Trott weitermachen. Er sagt, er habe in den letzten zwanzig Jahren so viele Mord-, Entführungs- und sonstige Drohungen erhalten, dass er damit die Mauer um sein Grundstück pflastern könnte. Wenn Julius Rahland wenigstens auf dem Anwesen bleiben würde! Sein Labor dort ist ausreichend ausgestattet, wie ich ihn kenne. Er will sich nicht einmal durch mich von einem Besuch beim Bischof abhalten lassen. Es ist zwar noch nicht genau festgelegt, wann er fährt, aber er wird sicher seine ganze Familie mitnehmen. Bischof Pertkow und Rahland sind langjährige Freunde. Der Bischof ist sogar Taufpate von seiner Tochter Ulrike. Herrje, wir werden Verstärkung brauchen. Ich fordere ein zweites Team an. Wer ist als Fahrer eingesetzt?“, fragte Walther. „Unser chinesischer Wunderknabe“, gab

Rodnik etwas spöttisch zurück. „Reden Sie nicht so über Li“, wies ihn Walther ernst zurecht, „er ist zwar noch nicht lange bei uns, aber ich denke, von dem kann sich mancher von uns ein oder zwei Scheiben abschneiden. Wer ist sonst noch dabei?“ Rodnik ging die Einsatzliste im Kopf durch und antwortete: „Ullstein, Torben Meier und ich.“ „Gut, das Dreamteam ist gemeinsam unterwegs, was?“, stellte Walther aufmunternd fest. Rodnik glaubte aus irgendeinem unerfindlichen Grund, dass sich sein Chef veranlasst fühlte, ihm Mut zusprechen zu müssen. Der junge Polizist wollte darüber nicht weiter nachdenken und sagte stattdessen: „Wenn Sie es so nennen ...“ Im befehlsgewohnten Tonfall fuhr Walther fort: „Sie setzen sich um vierzehn Uhr in Bewegung – zwei Wagen, ein dritter Wagen wird zu Ihnen stoßen, wenn Sie vor Ort sind. Schicken Sie Li herein, bitte.“ Rodnik nickte und verabschiedete sich mit den Worten: „Wird gemacht, melde mich ab!“

Rodnik verließ den Raum im obersten Geschoss des Komplexes, der einen weit schweifenden Blick über die Stadt und den Fluss bot. Die Berge hatten sich wegen des aufziehenden Gewitters hinter die Wolkenberge verzogen. Die Wolken hatten sich bereits dazu entschieden, den Blick auf die weitere Umgebung zu trüben. Walther nahm wieder hinter seinem penibel aufgeräumten Schreibtisch Platz, den er für einen raschen Blick aus dem Fenster kurzzeitig verlassen hatte. Außer einer Schreibtischlampe, einem Telefon und einem Glas Wasser befand sich nichts auf der blank polierten, schweren Holzplatte. Nichts wies auf einen Mechanismus im mittleren Bereich des Tisches hin, in dem man einen Teil der Tischplatte umdrehen und leistungsstarke Monitore freigeben konnte. Der erfahrene Polizist konnte so die Kommunikation mit seinen Teams aufrecht-

erhalten. Walther wusste immer, wo sich seine Einsatzkräfte befanden; zumindest, solange sie in ihren Wagen blieben. Die Dienstwagen wurden von Satelliten überwacht. Die Funksignale der Fahrzeuge wurden auf den Monitoren in Landkarten eingeblendet.

Das weitläufige Grundstück der Rahlands umgab ein stabiler Stahlzaun, dessen obere Enden mit Spitzen versehen waren. Zusätzlich sicherten Kameras mit Bewegungsmeldern das Gelände gegen unerwünschte Besucher. Man hatte die Kameras so angebracht, dass Li sie nicht erkennen konnte, während er mit seinem Team die breite Auffahrt zum Tor hinauffuhr. Offensichtlich beobachteten die Kameras sie bereits, denn die Flügel des massiven Tores schwenkten mit einer Leichtigkeit auf, die keine Rückschlüsse auf das große Gewicht und damit auf die Stabilität der Tore zuließen.

Li und die beiden anderen Teams steuerten ihre unauffälligen Einsatzfahrzeuge die Auffahrt entlang, wendeten langsam und parkten nebeneinander, die Fahrzeugfront in Richtung des Tores, das sie gerade passiert hatten. Rodnik und Li stiegen aus und gingen auf das Haus zu. Noch war es sonnig, doch die Luft wurde zunehmend stickiger. Das kommende Gewitter kündigte sich immer deutlicher an. Vor dem Haus versuchte eine attraktive Frau mittleren Alters mit langen, braunen Haaren, hohen Wangenknochen und einem bezaubernden Lachen ein kleines Kind von etwa drei Jahren einzufangen. Der kleine Junge zeigte sich flink und wendig, wie die meisten Kinder, die die Bewegung lieben. Mit eleganten Bewegungen ließ die zarte Frau von nicht mehr als 1,65 Meter Körpergröße ihren Sohn immer wieder entweichen. Kein Zweifel, Tamara Rahland war eine be-

zaubernde Frau, der man in jeder Bewegung ansah, dass sie vor einigen Jahren zu den besten Turnerinnen der Welt gezählt hatte.

Das Fangenspielen endete abrupt, als der Junge die beiden Männer auf sie zugehen sah. Schnell war das Spiel mit der Mutter vergessen. Die Neugierde des Jungen ließ ihn auf die Polizisten zugehen. Er baute sich vor den Zivilbeamten auf, stemmte die Hände in die Hüften und sagte selbstbewusst: „Hier wohne ich und Mama und Papa! Wer seid ihr denn?“ „Hast du nicht jemanden vergessen?“, ließ sich Tamara Rahland vernehmen, die mit einem Lächeln den Ankömmlingen entgegentrat. „Ja, Ulli hab´ ich vergessen, aber die schläft doch!“, beschwerte sich der Kleine. „Sven, meinst du, weil sie schläft, wohnt sie nicht hier?“, fragte seine Mutter schmunzelnd. „Hmm, aber nicht so richtig, als wie wenn sie nicht schläft!“, gab er mit einem trotzi- gen Tonfall zurück. „Na, das müssen wir mal mit Papa besprechen“, zwinkerte Tamara Rahland dem Kleinen zu, um sich dann an die Polizisten zu wenden: „Guten Tag, die Herren. Sie sind Herr Li, richtig?“ Während der Halbasiate nickte, betrachtete sie nachdenklich Lis Kollegen und musste gestehen: „Ihren Namen habe ich leider vergessen ...“ „Ich bin Hauptkommissar Rodnik, Frau Rahland“, stellte er sich lächelnd vor. „Es ist mir eine Ehre, Sie kennenlernen zu dürfen.“ Ein wenig verlegen winkte Tamara Rahland ab: „Ach, lassen Sie nur. Sie geleiten uns heute?“ Rodnik ergriff das Wort: „Ja, Frau Rahland, wenn es Ihnen recht ist.“ „Gerne. Warum denn heute mit drei Wagen? Hat das einen besonderen Grund?“, wunderte sie sich. „Nein, das ist eher eine interne Angelegenheit. Wir haben ein neues Team, das mit eingearbeitet werden soll. Wo geht das besser, als bei einem richtigen Einsatz?“, versuchte der Haupt-

kommissar mit einem beiläufigen Tonfall die Situation unverdächtig wirken zu lassen. Tamaras skeptischem Blick ließ sich entnehmen, dass sie Rodnik dies nicht so ganz abnahm.

Li bekam von diesem Gespräch nicht besonders viel mit. Sven hatte angefangen, Li gegenüber Grimassen zu schneiden. Der Junge versuchte auch, mit seinen Zeigefingern die Augenschlitze zu verengen. Lis asiatisches Aussehen – er war ein in Deutschland geborener Sohn eines Taiwaners und einer Deutschen – hatte in seiner Jugend bei seinen Mitschülern immer wieder Anlass gegeben, dumme Späße mit ihm zu treiben. Das hatten seine Mitschüler spätestens dann unterlassen, wenn sie einmal den Fehler begangen hatten, den ruhigen und ausgeglichenen Li bis zu einem kleinen „Kampf“ zu provozieren. Der endete meist sehr schnell und immer zu Gunsten von Sin Tao Li, wie er mit vollständigem Namen hieß. Von Kindesbeinen an hatte er verschiedene asiatische Kampftechniken im Hause seines Vaters erlernt, der eine Kampfsportschule betrieben hatte. Li, hochintelligent und ein beinahe ständig unterforderter Schüler, entschied sich früh, in den Staatsdienst einzutreten. Er hatte in wenigen Jahren eine steile Karriere hinter sich, die den meisten seiner jetzigen Teamkollegen verborgen blieb. Einige Jahre lang hatte Li in China und der Mongolei als Agent gearbeitet, wobei ihm sein Aussehen zugutekam. Ein schwerer Fehler seiner Vorgesetzten in Deutschland war schließlich der Grund, weshalb er enttarnt wurde. Es gelang Li nur unter schwierigsten Umständen, wieder nach Europa und schließlich hierher zurückzukehren. Er wurde in Walthers Abteilung versetzt. Sein neuer Job machte ihm Freude und barg ein erheblich geringeres Risiko in sich, als seine Aufträge in Fernost.

Li war bereits häufiger für Julius Rahland tätig gewesen und hatte Sven schon kennengelernt. Erst vor zwei Wochen hatte er Julius Rahland zu einer internationalen Tagung begleitet. Damals hatte Walther Li und Torben Meier als ausreichend betrachtet, um den Mann zu schützen. Der freche Bengel versuchte jetzt, Li umzuwerfen. Zur großen Freude des kleinen Sven gelang es ihm sogar einmal. Li ließ sich im Flur rückwärts fallen, um nach einer Rolle sofort wieder auf den Beinen zu stehen. Das versetzte den Sprössling des Erfinders ins Staunen. Li war das ein wenig peinlich gewesen, da Julius Rahland das Ganze lächelnd beobachtet hatte. „Sie sind sehr beweglich, Herr Li“, nickte der Wissenschaftler anerkennend und betrat den Flur. „Äh, danke, das gehört zu meinem Job, Herr Rahland. Ich wollte hier keine Turnstunde veranstalten. Es war nur wegen ...“, versuchte sich Li zu rechtfertigen, wurde jedoch von Julius Rahland mit einer beschwichtigenden Handbewegung unterbrochen: „Lassen Sie es mal gut sein. Ich danke Ihnen, dass Sie sich einen Spaß mit dem Jungen erlauben.“ Die anschließenden Grimassen des Kleinen erwiderte Li seinerseits mit Gesichtsverzerrungen, was den Jungen wiederum zum Lachen brachte.

Rodnik, der nicht ganz so gut mit Kindern umzugehen verstand, zeigte wenig Verständnis für Lis „Albernheiten“ und hielt diese für unprofessionell. Tamara Rahland lachte nur und bat die Beamten weiter ins Haus hinein. Sie ließ Sven in der Obhut seiner Leibwächter und eilte eine Treppe hinauf, um ihre Tochter zu holen. Das kleine Mädchen wurde von einer jungen, dunkelhaarigen Frau, die wohl gerade volljährig sein konnte, über den Flur getragen. Sie hatte das Baby bereits für den Ausflug umgezogen. „Ah, danke Steffi“, sagte Frau Rahland erleichtert, „ich hätte es ohne dich

mal wieder nicht rechtzeitig geschafft.“ Tamara erreichte Steffi – vermutlich eine Hausangestellte – und nahm ihr das Kleinkind ab.

„So, die Herren Bodyguards sind vollzählig erschienen!“, wandte sich der Physiker belustigt jetzt auch an Hauptkommissar Rodnik. „Guten Tag, Herr Rahland!“, begrüßte Rodnik den freundlich grinsenden, bescheiden wirkenden Mann, dessen blonde Haare sich fast ständig eigenwillig kräuselten. Die Haare spotteten auch heute wieder jedem Einsatz eines Kamms. Rahlands Haare vermittelten so gut wie immer den Eindruck, er wäre gerade von einem Nickerchen aufgestanden. Er wirkte leicht pausbäckig und gemütlich, wurde aber energisch, wenn es darum ging, seine Erfindungen zu verteidigen. Dann verschwanden seine tiefen Lachfalten augenblicklich. Das Funkeln in seinen Augen zeugte in diesen Fällen von seiner Energie und dem überragenden Wissen, das ihn zu einem der bedeutendsten Wissenschaftler mindestens dieses halben Jahrhunderts machte. Nichts von all dem ließ er jetzt erkennen.

Gemeinsam mit dem kleinen Sven, der sich inzwischen auf dem Arm seines Vaters in Sicherheit gebracht hatte, beobachteten Rahland, Li und Rodnik, wie Tamara und die kleine Ulrike Rahland die Treppe herunterkamen, gefolgt von der Hausangestellten Steffi. Tamara nahm noch eine Tasche mit Utensilien für die Kleine mit und folgte Rodnik nach draußen, der die Spitze übernahm. Beinahe zufällig folgte Li am Schluss und behielt die Gegend im Blickfeld, jetzt ganz der „Bodyguard“, wie Julius Rahland ihn genannt hatte. Die Besatzungen der beiden anderen Fahrzeuge waren zwischenzeitlich ausgestiegen und mus-

terten wie beiläufig das Grundstück und die Straße. Zwei der Beamten waren bereits zum Zufahrtstor geschlendert und schienen sich dort angeregt zu unterhalten. Li wusste, dass dies nur von der professionellen Wachsamkeit ablenken sollte, die alle Mitarbeiter von Simon Walther auszeichnete.

In der Ferne ließ sich mittlerweile ein leichtes Grollen vernehmen. Die ersten Blitze teilten den Himmel. Die dunklen Wolken würden bald auch diese Gegend erreichen. Sollte das Wetter ein schlechtes Omen für diesen Routineeinsatz werden? Li vermochte sich das kaum vorzustellen. Mit drei Teams konnte man schon für ein hohes Maß an Sicherheit sorgen. Die Kleine zerrte an den langen Haaren ihrer Mutter, während Sven bereits wieder von den Armen seines Vaters heruntergesprungen war und zum Familienwagen vorauslief. Li nahm den Platz des Fahrers in der Limousine ein, während es sich Julius Rahland auf dem Beifahrersitz bequem machte. Tamara und die Kinder teilten sich den Platz auf dem Rücksitz. Es hatte Simon Walther genügend Mühe bereitet, seinen Schulfreund von der Notwendigkeit eines Fahrers und einer Begleiteskorte zu überzeugen. Jetzt fügte sich Rahland anscheinend gut gelaunt in sein Schicksal und unterhielt sich mit Li über Belanglosigkeiten, was den Halbasiaten allerdings nicht von seiner Aufgabe abzulenken vermochte.

Die Fahrt hinaus aus dem hügeligen Gelände, in dem das Anwesen der Rahlands lag, und hinunter in die Stadt verlief ohne Zwischenfälle. Nichts deutete auf einen ungewöhnlichen Arbeitstag hin. Auch auf der Schnellstraße blieb alles im Rahmen des Üblichen. Die Preise für Kraftstoffe hatten ein so hohes Niveau erreicht, dass sich Privatperso-

nen diese kaum noch leisten konnten. Auch deshalb blieb es auf den Straßen ohnehin wesentlich übersichtlicher als in früheren Jahren, ein nicht zu bestreitender Vorteil für den Personenschutz. Nur einmal wurde die Wachsamkeit der Teams auf eine Probe gestellt: Auf der zweispurig ausgebauten Schnellstraße fühlte sich ein Transporterfahrer dazu auserwählt, einen anderen, annähernd gleich schnellen Transporter zu überholen, was den Weg vor ihnen versperrte. Sofort ließen sich die beiden hinter Li und der Familie Rahland fahrenden Teams zurückfallen und fuhren ihrerseits nebeneinander. Der dritte Wagen blieb etwas weiter vor der Familienlimousine, als dies üblich gewesen wäre. Schließlich wurde das Überholmanöver beendet, ohne dass etwas Besonderes geschehen wäre. In hohem Tempo fuhren die vier Fahrzeuge an den Transportern vorbei, ihrem Ziel entgegen.

Die Residenz des Bischofs verbarg sich, wie das Anwesen der Rahlands, ebenfalls hinter einem Eisenzaun. Dieser Zaun war allerdings einige hundert Jahre älter, erfüllte jedoch noch immer seinen Zweck. Das schmiedeeiserne Tor zeigte in der Mitte die päpstlichen Insignien, die Tiara und die gekreuzten Schlüssel. Wie auch auf dem Gelände der Rahlands blieben die Begleitfahrzeuge diskret in der Nähe des Einfahrtstores, die Fahrzeuge erneut in Fahrtrichtung zum Tor geparkt. Li fuhr die Familie die breite Einfahrt hinauf, die zum Eingang des Residenzgebäudes führte. Ihr Weg war gesäumt von niedrigen Büschen und einigen sehr alten, knorrigen Bäumen, die schon viele Bischöfe überlebt hatten und vermutlich auch diesen überstehen würden, falls nichts Ungewöhnliches geschah. Vor den breiten, niedrigen Treppenstufen zur Eingangshalle wartete bereits ein Mönch, der im Dienste Bischof Pertkows

stand. Sie hatten sich während der Fahrt ein wenig von der Gewitterfront entfernt, so dass jetzt die Hoffnung bestand, noch wenigstens eine oder zwei Stunden sonniges Wetter zu behalten. Doch die Schwüle brachte auch hier die Besucher zum Schwitzen, vor allem die Begleitmannschaft der Familie Rahland. Um die hoffentlich nicht notwendigen Waffen am Körper zu verbergen, waren die Jacketts nun einmal notwendig. Li machte das wenig aus. Er hatte beschlossen, nicht zu schwitzen. Sein Körper war es gewohnt, seinem Geist zu gehorchen, sodass er vieles ertragen und leisten konnte, was anderen nicht möglich schien.

Li stieg aus, blickte sich um und suchte die nähere Umgebung nach möglichen Störenfrieden ab. Der einzige Störenfried aber war Sven, der, nachdem Li die hintere linke Tür des Fahrzeugs geöffnet hatte, nichts Besseres zu tun hatte, als erneut zu versuchen, Li umzustoßen. Leider bot sich hier nicht die Möglichkeit, auf die Spielereien des blonden Unruhestifters einzugehen, was dieser mit einem Schmollmund quittierte. Tamara Rahland wies ihren Sohn mit netten Worten ein wenig zurecht und sandte Li einen leicht resignierten Blick zur Entschuldigung. Dieser nickte und sah im gleichen Moment den Bischof aus der Eingangshalle treten. Pertkow begrüßte die Familie seines Freundes in seiner lautstarken Art, die er privat nicht zu verbergen brauchte. Er lachte gerne und viel. Viele seiner Amtskollegen störte sein Benehmen, brachte Bischof Pertkow doch in viele Klausuren zu viel Fröhlichkeit für die alten Männer, die dort in ihrer verstaubten Heiligkeit zusammen-saßen, um die Geschicke der Kirche zu lenken. Das mit den „alten Männern“ blieb Pertkows eigene Meinung. Er war um einiges jünger und agiler als die meisten seiner Ku-

rienkollegen. Er schätzte deren Erfahrungen, teilte aber häufig nicht deren Meinung.

Nachdem der Bischof Tamara und Julius Rahland umarmt und seine Patentochter Ulrike auf den Arm gehoben hatte, lud er die Familie mit einer weiten Geste ein, ihm durch die Halle in den Garten hinter der Residenz zu folgen. „Lasst uns die Zeit nutzen, bevor der Herr uns den lange schon notwendigen Regen schenkt!“ Li glaubte, in diesen Worten eine Spur Ironie zu vernehmen, mochte sich jedoch getäuscht haben. Pertkow nickte Li zu, ihnen zu folgen. Dieser deutete mit einer leichten Verbeugung an, dass er gerne der Aufforderung nachkommen würde. Nach einem kurzen Gespräch über sein Mikrofon am Revers des Jacketts trat er durch die kühle, mit Marmor und Granit gestaltete Halle hindurch in den Garten. Rodnik folgte wenige Sekunden später. Der Garten war zu weitläufig, als dass Li alleine ihn hätte im Auge behalten können. Während Li sich in diskretem Abstand im Hintergrund hielt, streifte Rodnik durch die Rhododendren und die anderen Büsche an der Mauer entlang, die das Anwesen nach Westen hin abgrenzten.

Li verstand nicht, was an der Kaffeetafel besprochen wurde. Zunächst alberten die Erwachsenen am Tisch ein wenig mit den Kindern herum, bis der Kuchen aufgegessen war. Dann hielt Sven nichts mehr auf seinem Platz. Er wollte auf dem Rasen herumlaufen und die neue spannende Welt erkunden. Vielleicht ließ sich der große Mann mit der Jacke ja doch nochmal umschubsen? Tamara fasste ihre Tochter etwas abseits des Gartentisches an beiden Händen, um Ulrikes erste Gehversuche zu unterstützen. Li beobachtete aus dem Schatten eines Baumes heraus, wie

sich die Körperhaltung der noch am Tisch verbliebenen Männer anspannte. Seinen geübten Augen entging dies nicht, obwohl sich sein Standpunkt etwa zehn Meter von der Kaffeetafel entfernt befand.

Julius Rahland hielt eine längere, augenscheinlich emotional geführte Rede, die mit eindringlichen Arm- und Handgesten unterstützt wurde. Sie endete mit einem resigniert wirkenden Heben beider Arme, die Handflächen zunächst nach oben gerichtet, dann auf die Oberschenkel fallend, wo sie kurz regungslos liegen blieben.

Nach einiger Bedenkzeit sprach der Bischof ruhig, etwas reservierter, aber nicht weniger eindringlich. Lis Aufmerksamkeit wurde wieder einmal von Sven abgelenkt. Der Junge nutzte die Gunst der Stunde und war der Obhut seiner Mutter entwischt, die jetzt mit beiden Kindern irgendwie überfordert wirkte. Während Tamara mit Ulrike die Gehversuche fortsetzte, hatte der ältere Bruder Kurs auf einen Baum genommen, dessen niedrige Äste zum Klettern geradezu herausforderten. Die Männer bemerkten hiervon nichts. Rodnik, der immer wieder einmal an verschiedenen Stellen aus den Gewächsen auftauchte, schien sich ebenfalls nicht in der Nähe zu befinden. Während Sven sich geschickt die unteren Äste entlanghangelte, sah sich Li mit einer Situation konfrontiert, die sein Leben nachhaltig ändern sollte. In diesem Moment ahnte er jedoch noch nichts davon.

Mit einigen kurzen, schnellen Schritten bewegte sich Li elegant am Tisch des Bischofs vorbei, hörte irgendetwas von „Gefühle übertragen“ und „Undurchsichtigkeit einiger Mitarbeiter“, hatte jedoch keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. Er pflückte vielmehr den Ausreißer vom Baum

und stellte ihn auf den Boden der Tatsachen, den Rasen der Residenz, zurück. Hierbei rutschte Sven eine kleine Kette mit einem goldenen Anhänger aus seinem Hemdchen. Der Anhänger schien Li wie eine halbe Münze auszugehen. Der Beamte nahm sich nicht die Zeit, den Anhänger näher in Augenschein zu nehmen. Sven empfand es gar nicht lustig, dass seine Expedition unterbrochen worden war. Er wollte Li erneut fortstoßen. Tamara Rahland hatte Ulrike inzwischen auf ihren Arm genommen und kam Li zu Hilfe. „Danke, dass Sie für ihn den Schutzengel gespielt haben!“, sagte sie erleichtert. „Das ist doch selbstverständlich. Es ist sogar mein Beruf, ein Schutzengel zu sein, Frau Rahland“, erwiderte Li. „Ja, da haben Sie Recht“, sagte sie nachdenklicher.

Wie sehr die Rolle des Schutzengels auch zu Lis Berufung werden sollte, eröffnete ihm das Schicksal bislang noch nicht. Dies würde es jedoch sehr bald auf drastische Weise nachholen. Tamara Rahland nahm ihren Sohn an die Hand und führte ihn mehr auf die Rasenmitte zu. Sven hatte den Unmut über seinen „Schutzengel“ schon längst vergessen und tollte auf dem kurz geschnittenen Grün herum. Da Li nicht sofort wieder seinen Posten unter dem Baum neben der Tür zur Halle bezog, sondern sich nach Rodnik umsah, konnte er weiteren Bruchstücken der Unterhaltung folgen:

„Martin, kannst du nicht verstehen, warum ich all das getan habe?“, fragte Julius Rahland den Bischof, der zwar verständnisvoll nickte, jedoch beharrlich einwandte: „Natürlich ist mir das klar, aber meinst du nicht, dass du überreagierst? Ihr habt doch lange gut als Team gearbeitet. Denkst du, er kocht seine eigene Suppe?“ Julius Rahland blickte

dem Bischof tief in die Augen und sagte mit bekümmertem Gesichtsausdruck: „Ja, genau das meine ich. Ich denke, ich habe sie ihm reichlich versalzen. Aber man sollte ihn nicht unterschätzen. Gefühle werden bald das Letzte sein, das einem wirklich gehört, ohne, dass da jemand von außen dran herumschraubt. Es wäre wirklich höchst gefährlich, wenn das jemand tun würde.“ Der Geistliche nickte langsam und fragte nach einer kurzen Pause: „Wie willst du weiter vorgehen, Julius?“ „Ich ...“ An dieser Stelle wurde das Gespräch von Tamara Rahland unterbrochen: „Julius, es fängt an zu regnen. Ich denke, wir sollten fahren.“ Dass es bereits ein wenig tröpfelte, hatten weder Li noch die anderen beiden bemerkt, zu sehr waren sie in ihr Gespräch vertieft. „Ja, du hast Recht, Schatz“, sagte Julius Rahland zu seiner Frau. Li zog sich etwas weiter vom Tisch zurück und steuerte auf die Tür zur Halle zu. Über sein Mikrofon nahm er Kontakt mit Rodnik auf, der kurz darauf aus dem Schatten eines großen alten Baumes heraustrat, der ihn die ganze Zeit über vor der Umwelt verborgen hatte.

Julius Rahland nahm seine Tochter Ulrike auf den Arm und hielt sie seinem Freund entgegen. Der Bischof küsste seine Patentochter auf die Stirn, strich ihr über den Kopf und schüttelte dann Tamara und Sven die Hand, bevor er dem begnadeten und gut betuchten Physiker freundschaftlich auf die Schulter klopfte. Pertkow wollte auch Sven über den Kopf streichen, doch dieser schnitt eine Grimasse und rannte in Richtung Halle davon. Tamara nahm ihre Umhängetasche über die Schulter und eilte dem Bengel nach. Li nahm ihr die Tasche absichtlich nicht ab. Wenn er Tamara Rahland in diesem Moment hätte schützen müssen, hätte ihn die Tasche behindert. Außerdem hatte man ihn nicht als Kammerdiener angestellt.

Mit ernster Miene rief der Bischof seinen Freunden nach: „Passt auf euch auf! Es wird immer schwieriger, unabhängig zu bleiben. Selbst in unsere Entscheidungen wollen sich manche Gruppen hereindrängen. Unglaublich, was im Moment passiert.“ Der Bischof nickte Rodnik zu, der ihn in diesem Moment passierte und Julius Rahland und seiner Tochter folgte. Rodnik beorderte die Einsatzgruppe per Funk wieder zu den Wagen. Während des gesamten bisherigen Familienbesuchs hatte sich nichts Verdächtiges feststellen lassen. Die Teams freuten sich auf den baldigen Feierabend, der ihnen winkte, sobald sie die Familie des Physikers wieder auf deren Anwesen abgeliefert hatten. Dort würde ein anderes Team übernehmen. Li öffnete Tamara Rahland die linke hintere Wagentür. Julius setzte Ulrike in den Kindersitz, der sich in der hinteren Sitzreihe, hinter dem Beifahrersitz befand, während Sven selbst in seinen Kindersitz kletterte, der in der Mitte der Rückbank befestigt war. Sven schnitt noch einmal eine Grimasse zum Bischof, der der Familie und den Beamten bis zum Wagen gefolgt war. Trotz des stärker werdenden Regens hatte er für diesen kurzen Moment auf einen Schirm verzichtet. Seine grau werdenden Haare begannen bereits, sich in feuchten Schlangenlinien auf seiner Stirn niederzulegen.

Li sah sich erneut um, ob irgendetwas Ungewöhnliches zu erkennen sei. Oft schon hatte ihn dieser letzte Blick vor dem Start eines Vorhabens vor Unheil bewahrt. Li brauchte da nur an die Sache mit der Sprengfalle in seinem Hotelzimmer in Shanghai zu denken, die er wirklich erst im letzten Moment erkannt hatte. Glücklicherweise wurde ein hauchdünner Angeldraht vom Licht im Flur so angeleuchtet, dass der Agent misstrauisch wurde und seine Bewegung gestoppt hatte. Hätte Li damals die Tür geöffnet, wie er das

üblicherweise tun würde, wäre seine Seele vermutlich schon in einem neuen Körper auf dieser Erde unterwegs

Der Konvoi bewegte sich in der gleichen Formation wie auf der Fahrt zum Bischofssitz, jetzt allerdings dem Tal und der Stadt entgegen. Mittlerweile regnete es monsunartig in großen, schweren Tropfen, die scheinbar die Frontscheibe des Wagens zu durchdringen versuchten. Bischof Pertkow, der zunächst noch tapfer dem Regen getrotzt hatte, hastete nun ins Innere der Residenz, reichlich gesegnet mit dem feuchten Nass, das alles Leben auf dieser Welt ermöglicht. Eine solche Sichtweise schien allerdings selbst von einem Bischof zu viel verlangt, wenn seine Kleidung in kürzester Zeit nass an seinem Körper klebte.

Für die Fahrer begann jetzt die Schwerstarbeit, die engen Kurven bei geringer Sicht zu meistern. Bei diesem Wetter waren nun noch weniger Fahrzeuge als üblich unterwegs. Nur gelegentlich sahen sie Lichter, die sich auf sie zu bewegten. Für Li bedeutete das Wetter kein gutes Omen. Sein kribbelndes Gefühl im Magen deutete auf eine nicht zu greifende Gefahr hin, ohne dass es irgendwelche Hinweise hierfür gegeben hätte. Trotzdem, dieses Gefühl, diese Intuition, hatte ihm schon so häufig gute Dienste geleistet. Sein Gefühl hatte bestimmt nichts mit dem Wetter zu tun, das spürte der Halbasiate. Er funkte Rodnik an, der im vordersten Wagen saß und Augen und Ohren offenhielt, soweit die schweren Regentropfen den Blick hindurch zulassen wollten und das Trommeln auf den Dächern der gepanzerten Fahrzeuge es ermöglichte, etwas zu hören. Bei ihm blieb alles ruhig, auch aus der Zentrale ließ sich nichts Neues über die angeblichen Drohungen gegen die Familie

Rahland erfahren. Vielleicht hatte ihn seine Intuition ja diesmal getäuscht. Li hoffte es sehr für alle Beteiligten.

Zwei Kurven später erblickten sie ein Fahrzeug, das mit blinkenden Warnleuchten am Fahrbahnrand parkte. Der Pechvogel hatte wohl Wasser in den Motor bekommen. Die Ausbildung zum Personenschützer hatte solche Fälle in ihrem Programm. Die Standardantwort auf diese Situation hieß „weiterfahren“. Nicht gemäß dem Prinzip „Was kümmert mich fremdes Elend?“, als vielmehr nach der Devise „Das Wohl der zu schützenden Person ist das oberste Gebot!“ Auch das letzte Begleitfahrzeug passierte nun den parkenden Wagen, der einige Meter vor einer T-Kreuzung entfernt stand. Im Vorbeifahren nahm Li war, dass sich aus dieser Straße heraus ein Lichterpaar näherte. Die große Geschwindigkeit, mit der sich das zu den Lichtern gehörende Fahrzeug näherte, konnte Li, der sich auf die nasse Straße zu konzentrieren hatte, nicht abschätzen. Es hätte auch nichts genützt, denn ein großer, hoch motorisierter Geländewagen mit verchromten, kräftigen „Kuhfängern“ vor der Kühlerhaube schoss zielgerichtet auf das letzte Begleitfahrzeug zu. Es war offensichtlich, dass hier keine Kuh, sondern die Besatzung gefangen oder vielmehr deren Fahrzeug gerammt werden sollte. Li bemerkte nichts im Rückspiegel, zu stark strömte der Regen auf sie ein. Vielmehr vernahm er die Stimmen seiner Freunde und Kollegen aus dem letzten Fahrzeug, das von Torben Meier gesteuert wurde, in seinem Kopfhörer. Die Stimmen schrien durcheinander, keine ließ sich deutlich heraushören. Dazwischen die Stimme Rodniks: „Was zum Teufel ist da los? Li, bist du okay?“ Zu einer Antwort kam der Halbasiate in diesem Moment nicht mehr. Der Kopfhörer übertrug das hässliche Knirschen und Quietschen, das entsteht, wenn

ein Fahrzeug mit großer Wucht gegen die Leitplanke gedrückt wird.

Die panischen Schreie blieben Li, der schon viel Leid erlebt hatte, lebenslänglich im Ohr haften. Ebenso blieb ihm der Feuerball in seinem Gedächtnis, der kurz hinter ihnen die Regenfluten erhellte, und die gespenstische Stille, die plötzlich herrschte. „Weiterfahren um Himmelswillen!“, schrie Rodnik in sein Mikrofon. Li versuchte, wenigstens das Fahrzeug hinter ihm im Rückspiegel ausfindig zu machen. Doch das war wegen der Kurven, die der eben durchquerten geraden Wegstrecke folgten, nicht möglich. Dann erkannte Li das zweite Begleitfahrzeug im Rückspiegel, vielmehr dessen wie traurige, blasse Augen wirkende Frontscheinwerfer, die sich einen Weg durch die regenge-tränkte Luft suchten. Wieder folgte eine Kurve, in die Li schon beinahe mit zu großer Geschwindigkeit hineingefahren wäre. Sein langjähriges Fahrtraining machte sich nun bezahlt. Er mochte es nicht besonders, schnell zu fahren, aber darauf konnte er jetzt beim besten Willen keine Rücksicht nehmen. Nachdem er die Kurve hinter sich gebracht hatte, blickte Li wiederum in den Rückspiegel und sah zu seiner Beruhigung nach kurzer Zeit die Lichter wieder. „Ullstein, alles in Ordnung bei dir?“, ließ sich Rodnik vernehmen. „Verdammt, was war bei Torben los? Ich glaube, irgend so ein Wahnsinniger ist aus der Seitenstraße heraus direkt in sein Fahrzeug hineingefahren! Mehr habe ich auch nicht sehen können. Hast du Verstärkung angefordert?“, meldete sich ein der Panik naher Ullstein. „Logisch, aber bei dem Wetter kommen die auch nicht zügig voran“, meinte Rodnik per Funk. Die Familie Rahland hatte offensichtlich von den dramatischen Geschehnissen nichts bemerkt. Die Kinder und Tamara Rahland schliefen oder dösten vor

sich hin, während der Physiker in eine Ausarbeitung vertieft war. Der Text wurde auf dem Monitor eines kleinen Computers angezeigt, der auf seinem Schoß ruhte. „Wir können jetzt nichts für Torben tun, so gerne ich würde. Weiterfahren, so schnell es geht bei dem Sauwetter!“, gab sich Rodnik professionell, aber auch in seiner Stimme war ein leichtes Zittern zu bemerken. Er kannte seine Leute zum Teil schon seit zehn und mehr Jahren. Rodnik hoffte, dass sich alles trotzdem irgendwie noch zum Guten wenden würde, doch die Funkstille deutete auf ein anderes Schicksal seiner Leute hin, und er wusste es.

Es ging wieder auf gerader Strecke vorwärts, Li konnte endlich beschleunigen. Auch seine Kollegen kamen langsam der Stadt näher. Noch gut zehn Kilometer, dann hatten sie es ausgestanden. Im Rückspiegel erschien jetzt ein zweites Lichterpaar. Irgend so ein Irrer hatte vor, Ullstein zu überholen. Li erkannte, dass die Lichter des überholenden Fahrzeuges höher lagen als die der Limousine, in der seine Kollegen über die nasse Straße dahinjagten. „He, was soll das denn? Ach du heilige M...!“ Das „...utter Maria“, das den Satz vollenden sollte, kam nie mehr über Ullsteins Lippen. Eine gewaltige Explosion, ein Lichtblitz mit Rauch und umherfliegenden Fahrzeugteilen zeugten davon, dass es sich auch bei Torben Meiers Wagen zuvor nicht um einen Unfall gehandelt hatte.

Die Kinder begannen jetzt zu schreien. Tamara Rahland fuhr hoch und blickte sich um. Julius Rahland hatte den Computer in den Fußraum fallen lassen. „Was um alles in der Welt ist da los?“, entfuhr es dem Physiker und Geschäftsmann. „Wir werden beschossen, vermutlich mit panzerbrechender Munition. Bitte halten Sie sich fest, es wird

ungemütlich“, brachte Li leise hervor. Dem Beamten gelang es, ruhig und abgeklärt zu klingen, was ihm einen ungläubigen Blick seines Beifahrers einbrachte. „Da bleiben Sie so ruhig? Los, weg hier, verdammt! Schützen Sie uns, wozu sind Sie hier?“, rief Julius Rahland erregt aus. „Ich werde Sie schützen, aber bitte, versuchen Sie so ruhig wie möglich zu bleiben. Halten Sie sich fest, auch die Kinder!“ Li erkannte, dass der schwere Geländewagen auf die Überholspur wechselte, um sein Fahrzeug zu überholen. Der Fahrer des anderen Wagens schien keine Angst vor entgegenkommenden Fahrzeugen zu haben, ein Wahnsinn, bei diesem Wetter. Aber die ganze Rückfahrt verlief wahnsinnig, da kam es hierauf auch nicht mehr an.

„Drehen!“, lautete Rodniks letzter Befehl. Er registrierte den Lastwagen vermutlich nicht einmal, der unbeleuchtet auf der Landstraße stand. Auch seine Mitfahrer hatten ihn wohl nicht erkennen können, was sie das Leben kostete. Ein Feuerball erhellte kurz den herabstürzenden Regen. Li, der gute einhundert Meter hinter Rodnik gefahren war, sah sich jetzt alleine mit dem Monster-Geländewagen. Irgendwie gelang es dem Halbasiaten, an dem brennenden Wagen seiner Kollegen vorbeizukommen, indem auch er mit heulendem Motor die maximale Beschleunigung aus der gequälten Limousine der Familie herausholte und auf die Überholspur wechselte. Er dankte Julius Rahland im Stillen, dass er einen derart leistungsstarken Wagen besaß. Der Beamte sah schemenhaft, wie sich das dunkle Ungetüm hinter ihm wieder näherte und nun alle Scheinwerfer aufflamnten. Vor allem die auf dem Dach des heranstürmenden stählernen Monsters montierten Lichter blendeten ihn. Es blieb kein Bruchteil einer Sekunde Zeit, um seine Kollegen zu betrauern. Jetzt befand sich sein und das Leben der

Familie Rahland in akuter Gefahr. Li, der – wie die anderen Fahrer auch – die Fahrtstrecke auswendig kannte, wusste, dass bald eine Linkskurve kommen würde. Er steuerte wieder auf die rechte Fahrspur; zu groß war das Risiko, von vorne kommende Fahrzeuge zu rammen. Genau das störte aber die unbekannten Angreifer nicht im Geringsten. Er oder sie blieben auf der linken Spur, kamen immer näher und stießen mit den verchromten, verbeulten Bügeln an den hinteren linken Kotflügel von Julius Rahlands Wagen. Die Familienlimousine erzitterte. Die Kinder schrien noch lauter als vorher, ebenso Tamara Rahland. Li wusste, dass es rechts neben ihm einen Abhang hinabging, der letztendlich in den Fluss mündete. Da standen einige kleinere Bäume und etwas Gestrüpp. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie mit diesem Tempo heil an den Bäumen und Felsbrocken vorbeikommen würden, war äußerst gering. Wieder ein Stoß, diesmal bereits auf der Höhe zwischen den beiden linken Türen. Li spürte, dass der Wagen hinten nach rechts auszubrechen drohte. Bremsen hatte auf der nassen Straße keinen Sinn. Das Ergebnis wäre das gleiche gewesen, als wenn der Geländewagen sie gerammt hätte. Mehr Beschleunigung gab der Wagen nicht her. Dann endlich! Lichter von vorne. Wenn der Fahrer des Geländewagens nicht auf Selbstmord aus war, musste er doch bremsen! Er musste es einfach! Er oder sie taten das Gegenteil. Sie beschleunigten die unglaubliche Masse aus Stahl nochmals und scherten so knapp vor Li und den Rahlands ein, dass Li doch nichts anderes übrig blieb als zu bremsen, um den Zusammenstoß zu vermeiden.

Es geschah das Unvermeidbare: Der Wagen begann jetzt vollständig zu schlingern. Li steuerte immer wieder gegen und gegen. Beinahe gelang es ihm, den Wagen

wieder zu stabilisieren, hätte aus dem geöffneten hinteren Fenster des Geländewagens nicht jemand auf die Reifen geschossen! Die Detonation des Schusses drang bei diesem Wetter nicht einmal bis zu Li und den Rahlands. Vielleicht hatten die Mörder seiner Kollegen auch Schalldämpfer benutzt. Gleichgültig, Li tat noch einmal sein Bestes, rechnete aber damit, jede Sekunde in die Leitplanken zu fahren. Ihm blieb keine Zeit, sich darüber zu wundern, dass es hier gar keine Leitplanken gab! Die Limousine schoss, sich um die eigene Achse drehend, über den Straßenrand hinaus. Im Zeitlupentempo registrierte Li, wie sie in einer für ein Fahrzeug, das üblicherweise auf der Straße fuhr, ungewöhnlich großen Höhe an zwei Bäumen vorbeiflogen. Es folgte die Phase, in der sich der Wagen dessen bewusst wurde, dass er gar nicht fliegen konnte. Das Fahrzeug senkte sich mit der vorderen rechten Ecke zuerst dem Boden entgegen. Li registrierte den Aufprall, die sich aufblähenden Airbags nahmen ihm schlagartig die Sicht. Es knirschte, Glas splitterte, Menschen schrien in Todesangst. Der Wagen kippte mit dem Heck weit in der Luft nach vorne auf das Dach, rollte um die Querachse weiter, das Vorderteil erhob sich nochmals in die Luft; zu groß war noch der Schwung, mit dem das Gefährt die Straße verlassen hatte. Li spürte die kalte, feuchte Abendluft, die durch die zerborstenen Scheiben und eine der hinteren Türöffnungen drang. Die Tür hatte sich beim Sturz geöffnet und war durch einen Baum vom Rest des Wagens getrennt worden. Li bat darum, endlich ohnmächtig zu werden, damit sein Bewusstsein dieser Hölle entfliehen könnte, doch diese Gnade wurde ihm nicht gewährt. Vielmehr bemerkte er, wie der Wagen auf der Beifahrerseite zum Liegen kam, das Dach an einen kleineren Felsblock gedrückt. Der Airbag hing schlaff

nach unten, auf Julius Rahland zu, der regungslos und blutig im Sicherheitsgurt festhing, einer Schaufensterpuppe gleich.

Jetzt erst bemerkte Li, wie sehr seine Hüfte, sein linker Arm und sein Kopf schmerzten. Mühsam und unter unsagbaren Willensanstrengungen gelangte er mit der rechten Hand an der Mittelkonsole des Schrotthaufens, der einmal als Familienlimousine der Rahlands gedient hatte, vorbei an seine rechte Wade. Dort befand sich seit Jahren in einer unauffälligen Scheide ein kleines, sehr scharfes Keramikmesser mit einem Kunststoffgriff. Li zog es unendlich langsam heraus und durchtrennte seinen Gurt. Zu spät bedachte er, dass er jetzt nach unten rutschen würde, auf den offensichtlich toten Julius Rahland zu. Er hatte seine Aufgabe als Leibwächter nicht erfüllt! Doch wen interessierte das im Moment? Li musste aus dem Wagen herauskommen und nach den anderen sehen. Der Halbasiate versuchte, sich mit der linken Hand am Fensterrahmen festzuhalten, doch sein Arm gehorchte ihm nicht genug. Er ließ die Klinge des Messers in dessen Griff verschwinden, steckte es unbewusst in seine Hemdtasche und lehnte sich mit aller Gewalt, die Schmerzen so gut es ging ignorierend, nach links, um mit der rechten Hand den Fensterrahmen über ihm zu erreichen. Beim vierten Versuch gelang es ihm schließlich, den beinahe leeren Fensterrahmen zu ergreifen. Die Splitter, die sich ihm in die Hand bohrten, spürte er nicht. Li zog sich langsam, so unglaublich langsam herauf. Seine Hüfte stand in Flammen, der Kopf drohte zu zerspringen. Trotzdem konnte sich Li dem noch immer kräftigen Regen entgegenstrecken.

Die Erschöpfung ließ ihn innehalten. Er wollte sich nie wieder bewegen! Nur hier liegen und ... Wenn der Wagen Feuer fing, hatte er verloren. Li blickte zurück und sah das schöne, bleiche Gesicht der Mutter, deren Kopf in einem grotesken Winkel zum Rest ihres zarten Körpers herabhing. Tamaras Kopf lehnte gegen die Reste des Türrahmens. Der Kindersitz hatte wohl Sven auch nicht vor der Katastrophe bewahren können. Jetzt erst erreichte den Halbasiaten die Trauer: die Trauer um diese Familie, die noch vor wenigen Stunden im Garten des Bischofs einen so herrlichen, glücklichen und zufriedenen Eindruck hinterlassen hatte. Selbst in Li, dem berufsbedingten Junggesellen, waren da kurze Tagträume vom eigenen glücklichen Familienleben in den Sinn gekommen. Und jetzt? Seine Tränen mischten sich in den strömenden Regen, auch der Himmel weinte.

Li hörte Stimmen, sah einen Lichtstrahl durch die aufziehende Dämmerung. Die Regenschwaden hüpfen, einem übergroßen Glühwürmchen ähnlich, das endlich zur Rettung naht. Li wollte hier, so wie er war, auf die Retter warten. Und wenn dies nicht die Retter wären, sondern die Mörder aus dem Geländewagen? Was für ein Geländewagen? Die Erinnerung kehrte nur langsam, aber mit schleicher Grausamkeit zurück: seine Freunde, die Explosionen. Er lag hier nicht wegen eines Unfalls. Er musste fort, aus dem Wrack heraus! Li konnte sich irgendwo verstecken und abwarten, was geschehen würde. Er konnte sich noch immer melden, wenn das wirklich die Rettung war. Er konnte ... sich fast nicht bewegen. Lis rechte Hand suchte Halt auf der Außenseite des Metallklumpens, in dem eine ganze Familie umgekommen war. Mehrmals rutschten seine Finger ab. Dann aber gelang es ihm sich doch mit den Füßen innerhalb des zerstörten Wagens so weit abzustößen, dass

er den vorderen Radkasten ergreifen und sich herausziehen konnte. Li wünschte sich nur noch eines: Ruhe. Doch diese wurde ihm nicht gewährt.

„He, da unten ist es ja!“, drangen unbekannte Stimmen zum Polizisten hindurch. Da waren sie wieder. „Weiter, nur weiter“, dachte Li verzweifelt, während er mit letzter Kraft gegen die Zeit kämpfte. Das dumpfe Geräusch, das er verursachte, als er auf den Boden fiel, hörten die den Hang herunterrutschenden Leute nicht; auch der frühere Agent nicht, denn die Schmerzwellen, die der Sturz in seinem Körper auslöste, raubten ihm für kurze Zeit das Bewusstsein. „Das hat keiner überlebt, Jan!“, schrie einer der Männer. „Nachsehen!“, dröhnte kurz angebunden die Antwort, die durch die Schlieren von Lis Wahrnehmung drangen. „So hören sich keine Retter an! Das sind die Killer. Weg, ich muss weg von hier“, dachte Li alarmiert. Er kam auf die Knie und stützte sich mit der rechten Hand ab, die linke unbeteiligt neben sich her ziehend, als wäre sie ein Anhänger, das eigentlich gar nicht zu seinem Körper dazugehörte. Wie auch immer, er schleppte dieses taube Etwas mit hinter den Felsen, der das Wrack daran gehindert hatte, auf dem Dach zum Liegen zu kommen. Li bemerkte, wie die Strahlen der Scheinwerfer die Sommerluft durchschnitten wie ein warmes Messer ein Stück Butter. Er zog sich noch weiter zurück, tiefer in das Unterholz hinein.

Im Zeitlupentempo bewegte er seine rechte Hand an die linke Seite seiner schmerzenden Hüfte, um nach seiner Dienstwaffe zu greifen, doch sie befand sich nicht mehr in ihrem Holster. Der Polizist hätte am liebsten seiner Verzweiflung laut nachgegeben, doch das würde die unbekannten Mörder endgültig auf seine Spur bringen. Stattdes-

sen fingerte er mit der funktionierenden rechten Hand sein Messer aus der Tasche und fühlte sich dabei wie ein kleines Kind, das im Dunkeln singt, um die bösen Geister zu vertreiben. Die bösen Geister kamen ihm in seinem notdürftigen Versteck immer näher. Li konnte nur einen kleinen Teil des Fahrzeuges sehen, das über den Felsblock hinausragte. Die Ankömmlinge blieben seinen Blicken verborgen. Das allerdings hatte den Vorteil, dass auch er zumindest vorläufig aus dem Blickfeld der Killer heraus war.

„Puh, der ist ziemlich hinüber. Was wollen wir hier überhaupt noch? Lass uns verschwinden, ja?“, schlug die Stimme vor, die Li zuerst vernommen hatte. „Nachsehen! Den Wagen umkippen.“ Das war wohl derjenige, der vorhin mit „Jan“ angesprochen worden war und hier offenbar das Sagen hatte. „Aber wieso ...?“, hörte Li den anderen wieder fragen. Einer kurzen Pause folgte ein: „Ist ja schon gut, ja?“ Li wusste nicht, was Jans Komplizen zum Einlenken gebracht hatte, konnte sich aber vorstellen, dass es keine weitere höfliche Bitte gewesen war. Tatsächlich pflegte Jan nicht besonders viele Worte zu machen, wo es sich vermeiden ließ. Für Jan war dies so ein Fall. Der Blick in den Lauf einer großkalibrigen Waffe ist für die Meisten ein deutliches Zeichen, ihrerseits eine begonnene Diskussion zu beenden.

Li hörte, wie die Männer den Wagen wieder in seine Normalposition brachten, wenn man von „Normalposition“ überhaupt sprechen konnte, mitten im Wald auf einem Abhang, reichlich zweihundert Meter von der Straße entfernt. Li jedenfalls konnte nun von dem Wagen nichts mehr erkennen, er war vollständig von dem Felsblock verdeckt. „Die ist hin“, stellte Jan unbeteiligt fest. Das galt offensicht-

lich Tamara Rahland. „Lebt noch!“, konstatierte der Anführer der Attentäter. „Ganz schön zäh, der Alte. Glück gehabt, bis jetzt“, vernahm der Beamte eine dritte Stimme, die bislang geschwiegen hatte. „Quatsch nicht! Das Kind?“, wollte Jan wissen. Eine kurze Pause entstand, in der Li gespannt den Atem anhielt. Julius Rahland lebte! Dann blieb auch noch Hoffnung für die Kinder. „Der Bengel ist auch noch dabei, atmet flach“, sagte die erste Stimme wieder. Auch Sven hatte es also überstanden. Den Schutzengeln sei Dank! Hatte nicht Tamara Rahland ihn, Sin Tao Li, erst vor kurzem so genannt? Was hatte er daraus gemacht? „Mitnehmen, weg hier“, befahl Jan und machte sich offensichtlich am Wagen zu schaffen. Er schien den schwerverletzten Julius Rahland irgendwie herauszuzerren. Nach wenigen Minuten hörte Li, wie sich die Männer wieder entfernten. Sie waren offensichtlich zu dritt gewesen. Für drei Männer bedeutete es eine beträchtliche Leistung, die Verletzten den rutschigen Hang zur Straße hinauf zu tragen.

„Die Verletzten, die Verletzten“, dachte Li, „die beiden Verletzten? Wo war dann das Mädchen? Sie hatten nur von Tamara, Julius und Sven Rahland gesprochen. Kein Wort von der Kleinen. Wo war Ulrike? Hatten die anderen sie nicht gefunden? Liegt sie etwa unter dem Wagen? Nein, dann hätten die Killer sie gefunden, als sie den Wagen drehten.“ Er musste sie suchen! Li musste zumindest wissen, was mit ihr geschehen war. Die Kopfschmerzen behinderten zwar noch immer seine Gedanken, aber so langsam arbeitete es in ihm wieder, wie er es gewohnt war. Er hatte in seiner Laufbahn schon mehrere, auch schwere Verletzungen davongetragen und wusste, dass er auch dies hier überleben und sich wieder erholen würde. Jetzt ging es um Ulrike Rahland. Hatten die Attentäter nichts von

ihr gewusst, oder war sie ihnen einfach gleichgültig? Erstes schien unwahrscheinlich. Li steckte das Messer wieder an seinen ursprünglichen Platz an der Wade zurück, weil er die Hand zum Festhalten brauchte, um aufzustehen.

Der Polizist war der Mittelpunkt der Welt, denn alles drehte sich um ihn. „Ein bisschen weniger Turbulenzen wären wirklich besser“, dachte Li bei sich. Nur langsam beruhigte sich die Welt um ihn herum. Er bekam wieder deutlichere Bilder zu erkennen. „So ist es besser, immer besser“, machte er sich selbst Mut. Und tatsächlich, nach weiteren zwei Minuten konnte er eines deutlich feststellen: Es war dunkel geworden, auch eine Erkenntnis. Für die kleine Ulrike war das wahrscheinlich ein Vorteil, wenn sie noch lebte. Von den Taschenlampen war nichts mehr zu sehen. Li blickte noch einmal auf Tamara Rahlands leblosen Körper zurück. Dann wandte er sich dem Hang zu und versuchte, seine Eindrücke zurückzubringen. Aber dort erkannte er nicht viel, was ihm weitergeholfen hätte. Mit wackligen Beinen steuerte der frühere Agent im Zeitlupentempo von Baum zu Baum, einem Betrunkenen ähnlich. Li trank keinen Alkohol, nahm keine Drogen und lebte auch sonst beinahe krankhaft gesund. Doch vielleicht war das der Grund, weshalb er sich jetzt so rasch erholte und ausgesprochen widerstandsfähig war, ein „Stehaufmännchen“. Von dem Mädchen war nichts zu sehen. Li folgte zunächst der Schneise, die der Wagen bei dessen Abwärtsfahrt in den Bewuchs am Hang hineingeschlagen hatte. Kleinere Bäumchen hatten der Wucht des herabstürzenden Metalls, Kunststoffes und Fleisches nichts entgegenzusetzen gehabt und waren geknickt oder herausgerissen. Der Wagen hatte die Erde aufgewühlt und Steine abgewetzt.

Es dauerte wohl Stunden, bis Li sich die untersten zwei Drittel des Hanges hinaufgearbeitet hatte. Zumindest erschien es ihm so. Immer wieder machte er Pausen, um sich zu erholen und die nähere Umgebung abzusuchen. Zu rufen traute er sich nicht. Sein linkes Bein stieß schmerzhaft an etwas, das er übersehen hatte. Wagentüren wachsen nicht im Wald, soviel war sicher. Die Tür musste sich also beim Herabstürzen des Fahrzeuges gelöst haben. Vermutlich war Ulrike dann herausgeschleudert worden. Li konnte sich nicht daran erinnern, ihren Kindersitz in den Resten der Limousine gesehen zu haben. Er hatte auch nicht extra darauf geachtet. Wenn sich also die Tür geöffnet und vom Wagen getrennt hatte, dann bestand die große Wahrscheinlichkeit, dass Ulli eher weiter unten am Hang lag. Also noch einmal bergab. Das gestaltete sich schwieriger als bergauf zu gehen. Beim Berghochgehen fiel man wenigstens dem Berg entgegen, wenn einem die Kraft ausging oder man stolperte. Beim Berghinabgehen hingegen war man in einem solchen Fall schneller unten, als einem lieb war. Li wusste, dass sich auch ungewollte Gedanken schnell in die Tat umsetzten, wenn man sich nicht vorsah. Trotzdem war er ebenso überrascht wie wütend über sich selbst, als sein linker Fuß nicht über einen Stein hinweg kam und er stolperte. Jahrzehntelanges Kampfsporttraining hatte in ihm die Abrollbewegung des gesamten Körpers gespeichert. Der Polizist krümmte sich instinktiv, um dem Aufschlag die Wucht zu nehmen. Zwei Rollen später verlor er zum wiederholten Male das Bewusstsein. Als Li erneut zu sich kam, erging es ihm nicht wesentlich schlechter als vorher. Allerdings hatten sich die Kopfschmerzen wieder verstärkt. Er lag unter einem der größeren Bäume, die den

Hang neben der Landstraße als ihren Standort gewählt hatten.

Noch im Liegen blickte er sich um. Diesmal holte ihn die Erinnerung an die letzten Stunden ein. „Man gewöhnt sich halt an fast alles“, dachte Li. Er lag mit dem Kopf zum Hang hinauf, rechts neben ihm der Baumstamm, links vom Baumstamm saß ein kleines Kind und zu seinen Füßen war ... Halt! Er blickte zurück und sah in die großen Augen von Ulrike Rahland, die scheinbar unverletzt im Moos zwischen den großen Wurzeln der Kiefer hockte. Die Kleine schien nicht im Geringsten überrascht, dass Li dort herumlag. Ulrike hielt ihm vielmehr voller Freude die rechte Hand hin. Sie war reichlich verdreht, was sie aber nicht störte. Das Kleinkind sagte freundlich: „Wak, wak.“ Li wusste nichts von Ulrikes eigener Kommunikation. Wie alle kleinen Kinder hatte sie für sich eine Sprache entwickelt, um ihre kleine, heile Welt mit ihren eigenen Worten zu beschreiben. Sie hielt ihm noch einmal die rechte Hand hin und sagte wieder: „Wak, wak!“, diesmal etwas ärgerlicher. Li sah genauer hin. Sie hielt einen kleinen Laubfrosch in der Hand, der sich dort offensichtlich wohlfühlte. Tränen der Erleichterung rollten Li über die Wangen. Sollte dieser so grauenhafte Tag doch noch eine gute Seite haben? Im Zentrum der Geschehnisse von Angst, Schmerz, Leid und Tod saß ein kleines Mädchen völlig selbstverständlich mitten in der Nacht unter einem Baum und hielt ihm, der es hätte beschützen sollen, freudig einen lebendigen Laubfrosch hin. Das alles geschah, während Ulrikes Mutter tot und ihr Vater und ihr Bruder verschwunden waren. Langsam kamen die Gedanken, die in Lis Kopf Karussell fuhren, wieder zum Stillstand. Was war zu tun? Als Erstes musste er Ulrike Rahland in Sicherheit bringen, doch wohin?

Li musste unbedingt Simon Walther erreichen. Der hatte vermutlich bereits Nachricht vom katastrophalen Ausgang des Familienausfluges erhalten. Er würde sich die gleichen Fragen stellen wie Li: „Wer konnte über die geheim gehaltene Fahrtstrecke informiert gewesen sein und ein offensichtlich präzise geplantes Attentat ausführen? Wo war Julius Rahland, und in welchem Zustand befand er sich?“ Li beschloss, so zügig wie möglich diesen Ort des Schreckens zu verlassen und erst einmal für die Nacht einen sicheren Platz zu finden. „Komm, Ulli, wir gehen ein wenig spazieren!“, wandte er sich an das kleine Mädchen. Es war eine Frage der Zeit, wann sie Hunger bekommen würde, die Windeln gewechselt werden müssten oder sonst irgendetwas ihren Frohsinn trüben würde. Langsam spürte Li auch seinen linken Arm; er brannte wie Feuer, ließ sich aber unter Schmerzen langsam bewegen. Der Polizist fasste Ulli an der rechten Hand und zog sie sanft mit sich.

„Wen? Wen?“, fragte sie, nach den ersten unsicheren Schritten. „Wenn was, Ulrike?“, versuchte Li mehr herauszubekommen. „Wen?“, wiederholte sie ungeduldig. Der geschundene Halbasiatte hatte keine Ahnung, was das bedeuten sollte und nahm sie auf seinen gesunden, rechten Arm. Sie krabbelten den Hang hinauf. Kurz bevor sie die Straße erreichten, bogen sie nach rechts ab. Sie hielten sich in den Büschen neben der Schnellstraße verborgen, zusätzlich geschützt durch die Dunkelheit der mittlerweile sternenklaren Nacht. Das Gewitter mit den starken Regenfällen war weitergezogen, der Himmel weinte nicht mehr. Das aber tat jetzt Ulrike: „Wen? Ma? Pa?“ Endlich ging Li ein Licht auf: „Wen“ bedeutete „Sven“; sie fragte nach ihrer Familie. Darauf hätte er schneller kommen müssen, schalt er sich. „Ja, später, Ulli. Erstmal Onkel Ho“, versuchte er sie zu be-

schwichtigen. „Ho?“, öffte sie nach und schaute ihrem Retter ins Gesicht. Das war mal ein Name, den Kinder sofort aussprechen konnten. „Onkel Ho“ war ein ebenfalls aus Taiwan eingewanderter Landsmann von Lis Vater. Irgendwie schienen die alle miteinander verwandt zu sein. Zumindest hielten sie einigermaßen zusammen in der Fremde, fernab der Heimat. Onkel Ho war immer für einen Rat gut. Er wohnte seit vielen Jahren in der Stadt, genauer in einem Vorort. Er handelte mit taiwanesischen und chinesischen Kunstgegenständen, Medikamenten und allem, was nicht niet- und nagelfest war. Trotz ihrer dramatischen Situation musste Li bei dem Gedanken an Onkel Hos skurilen Laden lächeln. In ihm stapelten sich die verschiedensten Artikel. Nur Onkel Ho wusste, was sich wo befand und was wie viel kostete. Preisschilder suchte man vergebens. Onkel Ho schuldete Li noch einen Gefallen, den er jetzt einfordern wollte.

Der Halbasiate hielt Ulli schweigend auf seinem rechten Arm, während sie leise vor sich hin schluchzte. Der Polizist wischte ein paar große Tränen von ihrer Wange und redete beruhigend auf sie ein. Li sah kreisende Blaulichter die Landstraße heraufkommen. „Prima, wo wart ihr vorhin, als wir euch gebraucht hätten?“, fragte Li halblaut vor sich hin. Er war sich nicht sicher, wem er trauen konnte. Natürlich hätte es wenig Mühe bereitet, sich auf die Straße zu stellen und sich abholen zu lassen. Aber, wäre die einfache Lösung auch die richtige? Es bestand kein Zweifel daran, dass irgendjemand in Simon Walthers Team entweder die Fahrtstrecke preisgegeben oder, noch schlimmer, das Attentat geplant oder durchgeführt hatte. Konnte Li Walther noch trauen? Im Innersten fühlte er, dass er Walther vertrauen konnte. Seine Erfahrung hatte jedoch gezeigt, dass

man auch das Unerwartete nicht von vornherein ausschließen durfte. Man konnte vielleicht hoffen, dass Walther noch immer treu zu seiner Aufgabe stand und ausschließlich der Regierung diene, doch sicher sein konnte sich Li nicht.

Die Gerüchte, dass weite Teile der Polizeiorganisation bereits von „Kollegen“ unterwandert waren, die eher einer nicht greifbaren, undurchsichtigen Struktur oder Organisation dienten, waren weit verbreitet. Li hatte von Fällen gehört, in denen sich Polizisten an ausländischen Mitbürgern vergangen hatten, ohne die geringsten Konsequenzen fürchten zu müssen. Ob an den Gerüchten etwas dran war, konnte er nicht beurteilen, sich aber vorstellen, dass dies der Wahrheit entsprach. Aber sollte auch Walther in diese Machenschaften verwickelt sein?

Die Einsatzwagen schossen mit Sirenen an ihnen vorbei. Das Blaulicht streifte Li durch die Lücken des Busches, hinter den er sich, das Mädchen fest an sich gedrückt, geduckt hatte. Vermutlich wäre das gar nicht nötig gewesen, denn die hohe Geschwindigkeit der Dienstwagen und die Dunkelheit boten ihnen ohnehin ausreichenden Schutz. Aber darauf wollte sich Li nicht verlassen. Eine gute halbe Stunde später erreichten sie einen kleineren Vorort, von dem er nicht einmal wusste, wie dieser hieß, aber das bedeutete nichts. Ulli schlief mittlerweile auf seinem Arm. Das war das Beste, was ihm in dieser Situation passieren konnte. Li hielt sich so lange als möglich im Schatten, als er die menschenleeren Straßen durchquerte. Der Regen und die fortgeschrittene Uhrzeit hatten die Leute aus den Straßen in ihre Häuser und die meisten wohl schon in ihre Betten getrieben. Torben Meier, Ullstein, Rodnik und die anderen würden nie wieder in ihre Betten steigen ... Li verdrängte

die düsteren Gedanken. Sie führten ihn jetzt nicht weiter. Trauern konnte er immer noch, wenn dazu mehr Zeit wäre. Er verschmolz mit dem Schatten eines Hauseinganges.

Martin Schultz nahm für sich in Anspruch, gelegentlich in der Dorfkneipe mit seinen Freunden aus dem Sportverein das eine oder andere Bier zu trinken. Das geschah so etwa alle vier Wochen, wenn seine Marie mal wieder „nervig“ wurde, wie er es nannte. Dann gingen sie nach dem Sport noch schnell in die Wirtschaft, um dann langsam dort den Abend ausklingen zu lassen. Meistens endeten die Abende gleich: zu viel Alkohol im Blut, zu viel schlechte Luft in der Lunge, zu viel „Geld“, das von seinem Kommunikator abgebucht wurde, um seine Zeche zu begleichen. Das allerdings bemerkte Schultz mit schöner Regelmäßigkeit erst am nächsten Morgen, wenn er seine Ausgaben auf dem Display überprüfte. Regelmäßig am nächsten Morgen bekam er genau deswegen Ärger mit Marie, meistens auch, weil dann die Sporttasche mal wieder beim Wirt liegengeblieben war. Die Sporttasche? Hm, ach, die konnte er auch morgen noch abholen. Bis jetzt war sie noch nie weggekommen. Martin Schultz verabschiedete sich leicht schwankend von seinen Freunden, hielt den Kommunikator an die dafür vorgesehene Stelle der Registrierkasse, die dann den notwendigen Betrag von Schultzes Konto auf das des Wirtes buchte: praktisch, aber verführerisch. Er nickte dem Wirt zu, öffnete die Tür und trat in die laue Sommernacht hinaus.

Schultz nahm weder den Beamten wahr, der in einem Hauseingang gegenüber wartete, noch das dort auf dem Boden schlafende Kind. Vor der Tür der Gastwirtschaft angekommen, schwankte Schultz in einem Sturm, den nur er

wahrnehmen konnte. Er versuchte, seinen Kommunikator am Handgelenk zu bedienen, vermutlich, um ein Taxi zu rufen, das ihn nach Hause bringen sollte. Auch den Schatten, der an ihm rasch vorbeifegte, bemerkte er nicht.

Li legte den bewusstlosen Mann sanft in den Hinterhof, nachdem dessen Nacken Bekanntschaft mit Lis Handkante gemacht hatte. Der Beamte steckte dem Mann etwas Geld in die Tasche, genug für einen neuen Kommunikator, und nahm ihm sein Gerät ab. Der Halbasiatte traute sich nicht, seinen eigenen Kommunikator zu verwenden. Wenn die Attentäter in der Lage waren, die Fahrtstrecke der Rahlands und vermutlich auch die Anzahl der Begleitfahrzeuge zu ermitteln, musste er davon ausgehen, dass sie auch über die Möglichkeiten verfügten, die Kommunikatoren der begleitenden Beamten oder der Familie Rahland zu überwachen. Li wusste aus seiner Erfahrung als Ermittler, dass die in den Kommunikatoren gespeicherten Daten nicht wirklich so sicher waren, wie dies von der Werbung in den Medien angepriesen wurde. Mehrfach hatte er bereits erlebt, dass durch die Manipulation verschiedener Datenbanken, die mit den Kommunikatoren gekoppelt waren, die Gewohnheiten der Leute überwacht und für Fahndungszwecke benutzt wurden, obwohl das offiziell nicht zulässig war. Doch wen störte das, es ging ja schließlich darum, Verbrechen zu bekämpfen.

Auch bei ihm? Würden sie jetzt auch ihn überwachen? Was hatte Li zu befürchten? Er arbeitete für den Staat, tat seine Pflicht und hatte doch das ungute Gefühl, dass sich hier andere Kräfte am Werk befanden, denen gegenüber man nicht vorsichtig genug sein konnte. Nachdem er den bedauernswerten Herrn Schultz sanft abgelegt hatte, eilte

der Polizist zu Ulli, die immer noch zusammengekauert im Hauseingang lag. Mit dem Kleinkind auf dem Arm und dem neuen Kommunikator in der Tasche verließ er zügig den Ort des Überfalls und wählte hinter dem Gerätehäuschen des Sportplatzes, den Martin Schultz und seine Freunde vor wenigen Stunden erst verlassen hatten, die Kommunikatorknummer von Onkel Ho. Es dauerte eine Weile, bis sich dort eine ausgesprochen verschlafene Stimme meldete. „Onkel, hier bin ich, du weißt schon, dein Teeinspekteur. Ich brauche deine Hilfe!“, bat Li eindringlich und vermied es, seinen Namen zu nennen. „Mein Tee ist immer in Ordnung, ich habe noch niemals ...“ Das war typisch Onkel Ho, viele Worte, wenn es um das Geschäft ging, wenige, wenn es nötig war. Li hatte Onkel Ho vor Wochen zufällig dabei ertappt, wie er als Teeladung getarnte Güter zweifelhafter Herkunft versenden wollte, und ihn davon überzeugen konnten, die Finger davon zu lassen. „Onkel Ho, ich brauche dich wirklich. Weißt du, wer ich bin?“, versuchte Li den alten Mann zu drängen. „Ja, der ungezogene Junge, der einem jeden Profit verderben will!“, knirschte die noch nicht vollkommen ausgeschlafene Stimme. Endlich, Onkel Ho war wach. „Richtig. Ich habe eine sehr kostbare und seltene Lieferung für dich, die unbedingt noch in dieser Stunde zu dir kommen muss“, versuchte Li es dem Händler schmackhaft zu machen und die dringende Notwendigkeit zur Eile zu untermauern. „Das hört sich dringend an. Ich werde Vetter Wang schicken, der ist schneller als ich. Wo bist du?“, fragte Ho, jetzt ganz der Geschäftsmann.

Vetter Wang war ebenso wenig mit Onkel Ho verwandt wie Li; aber es war nun mal so üblich, den Zusammenhalt der asiatischen „Familie“ im Ausland ständig durch die Vergabe von Verwandtschaftsbezeichnungen zu be-

kunden, auch wenn diese mit der leiblichen Familie wenig zu tun hatte. Eine gute halbe Stunde nach dem Weckruf bei Onkel Ho fuhr am Sportplatz ein Lieferwagen für Geflügel vor und nahm die nächtliche Ladung auf. Vetter Wang überließ das Fragenstellen Onkel Ho. So schweigsam sich Wang während der Fahrt zeigte, so sehr holte das Reden der gerissene Geschäftsmann Ho nach: „Wer ist das arme Kind? Sie ist ja ganz nass! Was bist du für ein Beschützer? Hat man dir denn nichts beigebracht?“ Sorge und Vorwurf in einem Atemzug, Onkel Ho befand sich in seinem Element. Normalerweise wäre Li auf diese Neckerei eingegangen, aber bei ihm traf die Bemerkung leider genau ins Schwarze, seinen aufgewühlten Kern. Eben diese quälende Frage hatte er sich im Laufe des letzten halben Tages immer wieder selbst stellen müssen. „Onkel Ho, gib auf sie acht. Pflege sie. Sie wird hungrig sein. Ich habe viel zu erledigen und werde sie in ein, vielleicht zwei Tagen wieder abholen. Lass sie nicht nach draußen. Verpflichte Vetter Wang zum Schweigen ...“, bat Li eindringlich. „Möchtest du mir auch noch vorschreiben, wie ich mir die Schuhe binden soll?“, fragte Onkel Ho mit gespielter Kränkung, fuhr dann aber fort: „Ich habe solche Dinge schon gemacht, da war dein Stern noch nicht auf dieser Welt erschienen. Tu was du tun musst und lass mich die Dinge tun, die ich für richtig halte. Komm wieder, wann du es für richtig hältst; Sorge dich nicht um sie. Und denke daran, dass ich vor der nächsten Teeinspektion rechtzeitig informiert werde.“ Onkel Ho grinste Li an. So war er immer: zuerst einen Gefallen tun und sofort an die Verpflichtung erinnern, die sich aus diesem Gefallen ergab. Das schien gut zu funktionieren. Ho hatte sich schließlich zu einem der bedeutendsten unab-

hängigen Geschäftsmänner im Bezirk hochgearbeitet, obwohl man das weder ihm noch seinem Geschäft ansah.

Martin Schultz erwachte am nächsten Morgen mit starken Kopfschmerzen. Jegliche Erinnerung an das Ende seiner Zechtour war ihm abhanden gekommen. Das bedeutete für ihn nichts Neues. Neu aber war, dass ihn die singenden Vögel in einem Hinterhof weckten, den Schultz gar nicht kannte. Ebenfalls neu war auch, dass er seinen Kommunikator nicht mehr am linken Handgelenk hatte. Er musste ihn wohl verloren haben. So ein Ärger! Wie sollte er jetzt von seinem Konto das Geld an das Taxi überweisen, das er gerne gerufen hätte? Schwankend stand Schultz auf, rieb sich den Hals und griff, ohne sich dessen bewusst zu sein, in seine rechte Jackentasche, in der sich einige Geldscheine befanden. „Wer benutzte heute noch richtiges Geld?“, fragte er sich, „und wie kommt das in meine Tasche?“ Da er für keine der Fragen in seinem noch immer umnebelten Gehirn eine Lösung finden konnte, beschloss er, sich über das Geld zu freuen und damit einen neuen Kommunikator zu kaufen; auch wenn das einige lästige Fragen seitens der Behörden, der Banken und weiß Gott noch von wem nach sich ziehen würde. Seinen Kommunikator verlor man nicht. Er war der Schlüssel zum eigenen Konto, zur Krankenversicherung, zur Zivilisation. Wie hatten die Leute und er früher nur ohne das Ding auskommen können?

Li nutzte die Gelegenheit, um sich in einer Waschkammer von Onkel Hos Laden vom Dreck und vom Blut zu reinigen, das an ihm und seiner Kleidung haftete. Seine Hose war ein Fall für die Entsorgung, sein Hemd ebenfalls. Onkel Ho organisierte aus den Tiefen seines Lagers Klei-

dung für Li, die ihm einigermaßen passte. Obwohl der Polizist sich nichts aus Markenartikeln machte, stellte er fest, dass diese Kleidungsstücke einen beträchtlichen Wert haben mussten, sollten die Etiketten tatsächlich echt sein. Diese „Gefahr“ stufte Li jedoch als äußerst gering ein. So gut kannte er Onkel Ho inzwischen. Trotzdem zeigte er sich dankbar. Er sah noch einmal kurz nach Ulli und verließ kurz vor Morgengrauen das Haus. Auf Umwegen und unter Verwendung einer erheblich größeren Anzahl verschiedener Linienbusse, als dies eigentlich erforderlich gewesen wäre, gelangte Li in die Nähe seines Appartementhauses, in dem er im ersten Obergeschoss eine kleine Wohnung gemietet hatte. Er mied die Bäckerei, die schräg gegenüber des Wohnhauses lag. Li wollte nicht erkannt werden. Vielmehr blieb er bei der Haltestelle sitzen, scheinbar auf den nächsten Bus wartend. Er war nicht der einzige, der in Richtung seiner Wohnung blickte. Oder bildete er sich das nur ein? Im Schaufenster der Bäckerei entdeckte er einen Mann mittleren Alters, der eine dunkelblaue Jeans und ein Jackett trug. Er schien an einem der Stehtische eine der Zeitungen zu studieren, die bereits druckfrisch ausgeliefert worden waren. Die Bäckersfrau stellte vor dem Laden gerade den Zeitungsständer auf, auf dem die neuesten Ausgaben verschiedener Tageszeitungen vom tragischen Unfalltod der Familie Rahland berichteten. Selbst aus dieser Entfernung konnte Li die Schlagzeilen lesen. Er würde später an anderer Stelle eine Ausgabe kaufen, um festzustellen, wie die Tatsachen vermutlich verdreht worden waren. Während der Mann mit dem Jackett weiter die Zeitung zu studieren schien, schlich sich Li über den Hinterhof und die Garagenanlage zu seinem Schlafzimmerfenster. „Man bricht nicht alle Tage in seine Wohnung ein“, dachte er

sich. Da er aber die Alarmanlage selbst installiert hatte, konnte er sie auch entschärfen, ohne dass seine Nachbarn durch die Sirene geweckt wurden und in seiner Dienststelle ein Alarm auflief.

Li hatte nach seinem Einzug eine der Außenwände mit einem gut getarnten Fach versehen, in dem er vorsorglich Ausweise verstaut hatte, die ihm sehr authentisch die Identität einiger frei erfundener und einiger annähernd realer Personen bescheinigten. Des Weiteren nahm er eine kleine Pistole, Bargeld und einen weiteren Kommunikator aus dem Fach und verließ die Wohnung wieder, wie er gekommen war. Jetzt wurde es auch höchste Zeit, denn die Bewohner der umliegenden Blocks würden bald ebenfalls wach und aktiv werden. Der Polizist wollte nicht wegen Einbruchs in seine eigene Wohnung verhaftet werden. Das brauchte er im Moment nun wirklich nicht. Er benutzte nochmals den Kommunikator des inzwischen wieder bei seiner Marie angekommenen Martin Schultz, um zwei weitere Bustickets zu kaufen. Im zweiten Bus ließ Li den im Morgengrauen „erbeuteten“ Kommunikator ein wenig versteckt liegen. Sollte ihn finden wer wollte, ihm sollte es recht sein. Er hoffte nur, dass sein rechtmäßiger Besitzer keine all zu großen Unannehmlichkeiten bekam, wenn doch, konnte Li es auch nicht verhindern. Der Kommunikator aus dem Geheimfach trat seinen Dienst mit einem Gespräch zu einer Geheimnummer Simon Walthers an, der ungewöhnlich gleichgültig auf die Rückmeldung seines Mitarbeiters reagierte, der als Einziger das Attentat überlebt hatte. Das schien höchst merkwürdig. Li forderte Walther auf, um vierzehn Uhr allein in den Stadtpark zu kommen und eine bestimmte Bank zu besetzen. Dann unterbrach er die Verbindung.

Der offiziell tote Beamte war bereits über eine Stunde vor dem vereinbarten Treffen vor Ort, nachdem er eine weitere Straftat begangen hatte: Er „lieh“ sich einen kleinen Lieferwagen aus. Der Transporter parkte jetzt hinter dem Toilettenhäuschen, das in der Nähe der Parkbank auf seine „Kunden“ wartete. Einer dieser Kunden würde in kürzester Zeit Simon Walther sein, obwohl dieser hiervon noch nichts ahnte. Li durchstreifte die Büsche und das Unterholz im Park, um sicher zu gehen, nicht von anderen Beamten oder zwielichtigen Gestalten überrascht zu werden. Ein einzelner Mann, leicht gebeugt, das linke Bein ein klein wenig nachziehend, mit einem kurzärmeligen Hemd und einer Zeitung unter dem Arm steuerte scheinbar ohne jede Hast auf die Bank zu, setzte sich und faltete seine Zeitung auseinander. Li, der sich direkt hinter der Bank im Gebüsch verborgen hielt, flüsterte nur zwei Worte: „Bücken, lesen“. Ohne sich umzudrehen und ohne überrascht zu wirken, bückte sich Walther und hob einen offensichtlich achtlos unter die Bank geworfenen, zerknüllten Zettel auf. Er nahm ihn, strich ihn auf der Zeitung glatt und las folgende Mitteilung:

„Sehr geehrter Herr Walther, schön, dass Sie gekommen sind. Sie sollten sich noch an Ihren Mitarbeiter erinnern, den Sie aus dem Auslandsnachrichtendienst übernommen haben und der jetzt mit gezogener Waffe im Gebüsch hinter Ihnen einen freien Blick auf Ihren Hinterkopf hat. Wenn Sie gleich zum Toilettenhäuschen gehen, wird dieser Blick die gesamte Zeit über einen gezielten Schuss ermöglichen, sollten Sie den Anweisungen auf diesem Schreiben nicht Folge leisten. Gehen Sie jetzt in normalem Tempo zum Toilettenhäuschen. Drehen Sie sich nicht um, machen Sie keine unnötige Handbewegung, sprechen Sie nicht. Im Toilettenhäuschen ist das Fenster, das zur Stra-

ßenseite zeigt, ausgehängt. Bitte steigen Sie durch dieses Fenster in den Lieferwagen auf den Fahrersitz. Bitte zwingen Sie mich nicht, das Toilettenhäuschen mit Ihnen darin zu sprengen. Genau das wird geschehen, wenn ich den Eindruck habe, dass Sie meiner Aufforderung nicht Folge leisten. Für den Fall, dass das Mikrofon, das im Toilettenhäuschen versteckt ist, mir meldet, dass Sie mit jemandem sprechen, wird dies ebenfalls Ihr letztes Gespräch gewesen sein. In diesem Fall sollten Sie Ihre Worte mit Bedacht wählen. Danke, dass Sie die Vernunft siegen lassen!“

Simon Walther konnte sich nicht sicher sein, was er von dieser Nachricht halten sollte. Ihm blieb allerdings nicht allzu viel Auswahl, was seine nächsten Schritte betraf. Er lenkte diese zum Häuschen, zog die Tür zu und stieg kurze Zeit später durch das Fenster. Trotz seines beschädigten linken Knies gelang es ihm vergleichsweise gut. Walther schob sich, wie befohlen, auf den Fahrersitz des Lieferwagens. Kurz nach ihm stieg Li ein, die kleine Pistole in der Hosentasche seiner gefälschten Markenhose verborgen. „Fahren Sie, sehen Sie nur geradeaus, lassen Sie beide Hände am Lenkrad, los!“, forderte Li seinen Chef mit gefährlich leisen Worten auf und lotste Walther quer durch die Stadt, bis er sicher sein konnte, nicht verfolgt zu werden. Sie parkten auf einem abgelegenen Feldweg, der in einen Wald hineinführte. „Aussteigen!“, befahl Li knapp. Walther nahm die Situation scheinbar gelassen hin. „Ganz der Profi“, dachte Li bewundernd. „Gute Aktion, Li“, meldete sich Walther zum ersten Mal beeindruckt zu Wort. „War da wirklich Sprengstoff auf dem Klo?“ „Nein, aber ich wusste, dass Sie das nicht sicher wussten. Das Mikro habe ich mir auch gespart“, grinste Li. Walther nickte anerkennend und fragte: „Li, was war da gestern los? Stimmt es, dass die Familie

Rahland tot ist? Was ist mit Rodnik und den anderen. Ich habe die ganze Nacht über versucht, mit einem von euch Kontakt aufzunehmen. Warum hat sich keiner gemeldet?“ „Sie wissen doch genau, was da los war!“, schrie Li unvermittelt los, die Pistole jetzt auf die Stelle zwischen den Augen seines Chefs haltend, der nun mit erschrecktem Erstaunen reagierte, sich bald aber wieder gelassen gab. Ruhig antwortete er: „Nein, Li, da liegen Sie falsch! Welchen Sinn sollte das haben?“ Li hatte versucht, eine Reaktion bei Walther zu provozieren, aber vergebens. War Walther doch nicht in das Komplott verwickelt, das zumindest den Tod von Tamara Rahland herbeigeführt hatte? Sein Gefühl sagte ihm, dass Walther wirklich keine Ahnung hatte. Li ließ die Waffe sinken und befahl seinem Chef: „Setzen Sie sich auf den Baumstamm, die Hände auf die Knie! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass ich schneller schießen kann, als Sie eine Waffe gezogen haben. Schließlich haben Sie mich eingestellt!“ „Ja, das ist wahr“, musste Walther zugeben und setzte sich auf den Baumstamm. Mit tiefem Bedauern in der Stimme sagte er: „Ich habe Sie eingestellt, mit Recht. Auch die anderen.“ Resigniert schüttelte der erfahrene Beamte den Kopf und fuhr fort: „Was war da los? Ich war leider nicht in der Lage, die ganze Zeit den Monitor zu überwachen, weil der Minister mich zu sich geordert hatte: Er hatte irgendwelchen ‘wichtigen’ Papierkram, der noch gute vier Wochen Zeit gehabt hätte. In diese Besprechung platzte dann einer der Sekretäre des Ministers hinein, um mir mitzuteilen, dass Rodnik per Funk Alarm ausgelöst hatte. Wir schickten ein Einsatzteam und fanden die drei Einsatzwagen verbeult und ausgebrannt hinter einem Lastwagen, der wohl eine Panne gehabt hatte. Den Wagen der Rahlands konnten wir zuerst nicht finden. Wer sucht schon ei-

nen Abhang hinter einer unbeschädigten Leitplanke ab?“, schloss Walther seinen kurzen Bericht. „Da war keine Leitplanke!“, platzte Li heraus und sagte dann etwas ruhiger: „Und die Einsatzwagen sind nicht in den Lastwagen gefahren, zumindest nicht alle.“ Li berichtete seinem Chef, wie er das Attentat auf den wohl bedeutendsten Physiker seiner Zeit samt seiner Familie hatte erleben müssen.

Während Lis Schilderungen wandelte sich Simon Walthers Gesichtsfarbe immer weiter von blassrot bis leichentuchweiß. Gelegentlich schüttelte er den Kopf und analysierte die Situation: „Das kann doch nicht wahr sein. Das war von langer Hand vorbereitet. Die wussten genau, dass die Leitplanken nicht dort waren, oder sie haben sie entfernt. Vermutlich haben sie sogar die Straße gesperrt, damit den Mördern von vorne keine Gefahr drohte.“ Walthers Gesichtsfarbe wechselte wieder in ein dunkleres Rot. In ihm keimte Wut auf, die seinen nächsten Satz ungewöhnlich scharf klingen ließ: „Wenn ich nicht von der Ehrlichkeit des Ministers überzeugt wäre, würde ich meinen, er hätte mich absichtlich zu diesem Zeitpunkt in sein Büro bestellt, damit ich nicht eingreifen konnte. Aber das will ich einfach nicht glauben. Li, wir müssen etwas unternehmen. Ich möchte nicht wissen, wo die Kleine ist, aber ich werde versuchen herauszubekommen, wohin Julius und der kleine Sven gebracht wurden. Ich werde mir Hauptkommissar Bergmann vornehmen. Er hat die Route und die Details für die Fahrt ausgearbeitet. Vielleicht komme ich über ihn an Informationen, wer die Pläne weitergegeben hat. Sie bleiben in Deckung, Li, und melden sich übermorgen unter dieser Nummer bei mir.“ Walther holte einen Notizblock aus der Tasche, verfolgt von den wachsamen Augen Lis, der seine Pistole ein wenig hob. Er war zwar mitt-

lerweile von der Unschuld und der Aufrichtigkeit seines Vorgesetzten überzeugt, aber seine Instinkte gestatteten es nicht, seinen Chef eventuell doch noch eine Pistole ziehen zu lassen. Walther registrierte dies mit einem weiteren anerkennenden Nicken und konstatierte: „Li, wenn Sie nicht offiziell tot wären, könnten Sie wirklich eine ganz große Karriere im Staatsdienst machen. Allerdings kommen mir immer mehr Zweifel, ob das so wünschenswert wäre. So wie sich die Dinge zur Zeit entwickeln ...“ Was Walther damit genau meinte, führte er nicht weiter aus. Man merkte ihm jedoch an, dass ihn einige Dinge recht frustrierten.

Der Lieferwagen stand inzwischen auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums, ohne Spuren des nachmittäglichen Ausflugs zu zeigen. Da Li den Wagen gründlich gewaschen und innen penibel gereinigt hatte, wäre schon eine Untersuchung durch Kriminalexperten notwendig gewesen, um über mikroskopisch kleine Spuren auf Li oder Walther schließen zu können. Der Besitzer des Wagens würde sich vermutlich erleichtert darüber freuen, dass sein Fahrzeug unversehrt wiedergefunden und dessen Tank gefüllt war. Wahrscheinlich würde ihm nicht der Sinn danach stehen, denjenigen ausfindig zu machen, der sich den Wagen geliehen hatte. So hoffte zumindest Sin Tao Li, der erfahrene Polizist und beruhigte damit sein Gewissen. Innere und äußere Ruhe war das, was er nun am dringendsten gebrauchen konnte.

Die kleine Ulli entwickelte sich in Lis Abwesenheit zur ungekrönten Königin in Onkel Hos Haus. Exakt nach Lis Angaben hatte Onkel Ho sie nicht aus dem Haus herausgelassen. Dafür waren aber diverse „Nichten“ und „Cousinen“ darauf erpicht, sich der Kleinen anzunehmen. „Das sind

alles ehrenwerte Verwandte, Vetter Li!“, gab Onkel Ho so- gleich mit einem an Unschuld kaum zu überbietenden Lächeln zu bedenken, als er an Lis Gesichtsausdruck dessen „Begeisterung“ für den Volksauflauf in Onkel Hos Wohnung bemerkte. Unbeeindruckt von Hos Schauspielkünsten brummte der Polizist ärgerlich: „Schick sie weg, Onkel Ho, alle! Jetzt gleich!“ Eine schnelle Handbewegung von Li ließ Onkel Hos aufkeimenden Protest im Keim ersticken. Er zog resigniert die Schultern hoch und complimentierte die nun ihrerseits protestierende „Verwandtschaft“ hinaus. Endlich allein, ließ sich Li in einen Sessel fallen. Sein linker Arm schmerzte von den Anstrengungen der letzten Stunden. Onkel Ho betrachtete seinen „Vetter“ mehrere Minuten lang nachdenklich und fragte dann: „Warst du bei dem Unfall dabei, über den die Zeitungen berichten?“ „Nein!“, log der offiziell tote Beamte, doch der alte Händler durchschaute Li mühelos: „Also doch! Wenn deine Augen etwas anderes sagen als dein Mund, hast du ein wundervolles Gespräch in einem einzigen Gesicht! Du bist zu müde zum Lügen, Vetter Li. Du solltest schlafen oder nicht weiter lügen.“ Eine weise Antwort des Geschäftsmannes, die Li nun doch ein Lächeln abverlangte. Schließlich gab Li auf und stimmte Onkel Ho zu: „Ich sollte wohl besser schlafen.“

In einem unruhigen Schlaf sah Li immer wieder, wie das Ungetüm von Fahrzeug den Wagen der Rahlands rammte, wie sie den Abhang herunterrutschten und wie das leblose Gesicht von Tamara Rahland ihn anblickte. Jedes Mal erwachte Li an diesem Punkt. Zweimal ging er schweißgebadet über den kurzen Flur in das Bad, jedes Mal an der Zimmertür horchend, hinter der Ulli Rahland schlief, behütet von einer der Töchter Onkel Hos. Beim dritten Mal, als der Traum sich wieder dem Ende zuneigte und

Li in das Gesicht von Tamara Rahland blickte, öffnete sie die Augen, sah ihn an und sagte: „Du hast alles getan, was du tun konntest. Du konntest meinen Mann und mich nicht retten, unsere Zeit war abgelaufen. Aber die Kinder sind noch da. Hilf ihnen, schütze sie. Wir bitten dich darum. Du hast ein gutes Herz. Das ist es, was sie brauchen.“ Tamara Rahland lächelte ihm noch einmal zu. Li entspannte sich, schlug die Augen auf und blickte in das Lächeln von Onkel Hos Tochter. Er zeigte sich verwirrt und konnte sich nur mühsam beherrschen, die junge Frau nicht mit „Tamara“ anzusprechen. Li kannte nicht einmal den Namen der Frau.

Ulli befand sich in den besten Händen, so dass Li versuchen konnte, über seine Kontakte herauszubekommen, was mit Julius und Sven Rahland geschehen war. Ihm ging die seltsame Nachricht von Tamara Rahland nicht aus dem Kopf, die behauptete, auch Julius Rahland habe das Attentat nicht überstanden. Wenn das stimmte, wo befand sich dann Sven? Mit äußerster Vorsicht versuchte der Polizist, an seine Informanten heranzukommen. Die Kontaktaufnahmen gestalteten sich insofern als schwierig, als er nicht in Erscheinung treten durfte, auch nicht über die Kommunikatoren. Schließlich galt Li ja offiziell als tot, was sich mit großer Wahrscheinlichkeit bereits herumgesprochen hatte. Sein aktueller offizieller Lebensstatus war im Moment sein bester Schutz, den er auf keinen Fall aufs Spiel setzen wollte. Das Einzige, was Li jedoch erfahren konnte, war, dass einige ganz „hohe Tiere“ in den Diebstahl eines Krankenwagens verwickelt waren. Wofür der Krankenwagen verwendet werden sollte, konnte Li nicht herausfinden. Dazu hätte er seine Tarnung fallen lassen müssen. Dafür war immer noch Zeit. Vielleicht hatte Walther etwas mehr erreichen können.

Li konnte nichts weiter unternehmen, als zu warten. Warten auf den nächsten Tag, der ihn wieder mit Simon Walther in Kontakt bringen sollte. Diesmal war es Walther, der den Treffpunkt vorgab: ein belebtes Einkaufszentrum, in der Elektronikabteilung. Die beiden ungleichen Kollegen schlenderten unabhängig voneinander durch die Regalreihen und trafen sich anscheinend zufällig an einem Stand, an dem Kameras angeboten wurden. Li nahm eine der Kameras in die Hand und schien sich diese genauer betrachten zu wollen, während Walther auf Li zuing, um ihn scheinbar nach Details über das kleine, handliche Gerät zu befragen. Die Regale waren hoch genug, dass niemand darüber hinwegsehen konnte. So blieben eventuellen „Schatten“, die sich bislang noch nicht hatten abschütteln lassen, nur noch die beiden Stirnseiten des Canyons aus Regalen und Präsentationsständen. Li hielt immer wieder das Gerät auf Augenhöhe, um irgendwelche für beide letztendlich unwichtige Details zu zeigen. Einen heimlichen Zuhörer hätte es sicher verwirrt, wie wenig die Gestik der beiden Männer zum Gesprächsinhalt passen wollte. Jahrelange Erfahrung in Außeneinsätzen machten dies möglich. Vollkommen ruhig erklärte Walther: „Li, da ist was ganz Großes im Busch! Ich habe versucht, eine Großfahndung nach dem Krankenwagen zu starten. Normalerweise kann ich so etwas ohne Zustimmung durchführen. Diesmal platze keine halbe Stunde, nachdem ich die Fahndungsanträge herausgegeben hatte, ein Staatssekretär in mein Büro, knallte mir den Antrag auf den Tisch, blickte mich finster an und drohte mir. Er sagte, mit dieser Fahndung sei gar nichts zu erreichen. Wir hätten keine konkreten Hinweise, dass der gestohlene Krankenwagen in den Unfall verwickelt sei. Ich solle doch endlich akzeptieren, dass meine Männer

komplett versagt hätten, zu dicht hintereinandergefahren wären und dann hinter dem Laster den Tod gefunden hätten, basta! Meinen Einwand, es sei sehr unwahrscheinlich, dass die drei Einsatzwagen hintereinander in ein parkendes Fahrzeug hineingerast seien, ohne dass das Fahrzeug der Rahlands in den Unfall verwickelt worden wäre, wischte er mit einer Handbewegung weg. Sie hätten halt kurze Zeit Glück gehabt, das sei alles gewesen. Ich sollte jetzt Ruhe geben, sonst würden die mich nach Timbuktu versetzen. Herrje, ich weiß nicht einmal, wo das ist!“

„Mali“, antwortete Li kurz und beschäftigte sich noch intensiver mit dem unglaublichen Display der Kamera. „Was?“, fragte Walther ein wenig verstört. „Mali!“, wiederholte Li, den Blick durch die Kamera jetzt auf seinen Chef gerichtet. „Was, Mali?“, hakte Walther nach. „Na, Timbuktu liegt in Mali“, belehrte Li, als gehörte es zur Allgemeinbildung, solche Dinge zu wissen. Walther zog die Augenbrauen hoch. „Danke für die Information. Wenn ich wirklich dahin versetzt werden sollte, können wenigstens Sie mich dort besuchen kommen. Sie wissen ja jetzt schon, wo das ist. Weiter im Text, wir sind schließlich nicht bei einer Quizshow“, brummte der ältere Beamte und fuhr fort: „Li, das ist gar nicht gut, was da passiert.“ Der Halbasiate legte die Kamera wieder in das Regal, sie hatte ihren Dienst als Anschauungsobjekt getan und wurde durch ein anderes Modell ersetzt. Diesmal nahm Walther das Gerät in die Hand und gestikulierte über Details bei den Bedienknöpfen, während er unauffällig über Lis Schulter sah. Er stellte beruhigt fest, dass sie die Einzigen waren, die sich für die Kameras interessierten. Sie konnten also ihr Fachgespräch ungehindert fortführen. Walther sagte bekümmert: „Es wird noch schlimmer. Sie kennen Michael Wolkham, oder bes-

ser, kannten ihn?“ Wolkham war Walthers rechte Hand in der Dienststelle und zuständig für Terminkoordination, Materialbeschaffung und allen möglichen Kleinkram, der bei der Ausführung der eigentlichen Arbeit lästig und hinderlich war. Ein Verwaltungsstratege, unauffällig, effizient und mittlerweile tot! Bekümmert fuhr Walther fort: „Wolkham ist eine Treppe im Verwaltungsgebäude ‘heruntergefallen’. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er heruntergefallen wurde. Er hatte einen ganzen Stapel Akten bei sich. Scheinbar ist er gestolpert und brach sich das Genick. Gestern Abend, kurz vor Feierabend. Ich war nicht mehr im Büro und habe es erst heute Morgen erfahren. Wolkham hatte Asthma. Er benutzte, wenn er irgendwie konnte, den Aufzug, vor allem mit Akten auf dem Arm.“ Li hatte Wolkham nur einmal kurz nach seiner Einstellung bei einer Abteilungsfeier getroffen. Ein ruhiger, sympathischer Mann, unauffällig, nett. Li hatte damals nicht mit ihm gesprochen, aber geplant, das bei einer anderen Gelegenheit zu tun. Wieder einmal zeigte sich, dass man nichts aufschieben sollte. Niemand kann garantieren, dass sich Versäumtes noch einmal nachholen lässt.

Li erkannte, wie sehr sich Walther zusammennehmen musste, um mit ruhiger, gefasster Stimme weiter zu berichten: „Ich begann Fragen zu stellen: bei der Putzkolonne, die ihn gefunden hat, dem Pförtner, den Kollegen von der Nachtschicht. Nichts! Einfach nichts! Ich wollte eine interne Untersuchung veranlassen. Sie glauben nicht, was dann kam!“; bemühte sich Walther sarkastisch Spannung zu erzeugen. „Ein Staatssekretär!“, gab der Halbasiate unbekümmert zurück. „Li, wir sollten mal zusammen Lotto spielen. Stimmt! Er hat mich beurlauben lassen, im Auftrag des Ministers. Ich sei überarbeitet, hätte durch den Verlust mei-

ner Teams die Orientierung verloren. Das sei sogar verständlich, ich solle mal ausspannen. Li, ich habe die Nase voll. Mir wurde für zehn Tage untersagt, das Gebäude zu betreten!“, ereiferte sich Walther, blickte sich misstrauisch um und fuhr erregt fort: „Mir, der da schon gearbeitet hat, als der Staatssekretär noch mit der Rassel um den Tannenbaum getanzt ist!“ Li sah Walther entgeistert an. „Das sagt man so, ist nur eine Redensart“, erklärte Walther. „Ich werde jedenfalls weiter versuchen, mehr herauszubekommen. Vielleicht ist es ja ganz nützlich, von außen weiterzumachen. Dann kann einem wenigstens keiner reinreden. Wie geht es der Kleinen?“, wechselte er in einem Atemzug das Thema. „Gut, zumindest bis heute morgen“, antwortete Li, „sie fragt nach ihren Eltern und ihrem Bruder, soweit man das verstehen kann. Dann ist sie etwas traurig, fängt sich aber schnell wieder und mischt ihre Umgebung auf. Ich denke, das ist normal.“

Walther schien nach Worten zu suchen und fragte leise: „Kennen Sie Bischof Pertkow? Ach, jetzt bin ich wirklich durcheinander, Entschuldigung. Ich denke, wir sollten Ulli in seine Obhut übergeben, oder wollen Sie den Rest Ihres Lebens Babysitter spielen?“ Li dachte einige Augenblicke nach, bevor er leise und mehr zu sich als zu Walther sagte: „Eigentlich bin ich ja tot, da kann ich tun und lassen, was ich will. Babysitter ist vielleicht nicht das richtige Wort. Ich werde versuchen, Sven zu finden. Er hat schließlich eine ganze Menge zu erben, denke ich. Wenn er noch lebt, sollte er das Erbe auch antreten können. Nein, Babysitter ist wirklich nicht der richtige Ausdruck. Ich will, dass die Mörder der Rahlands und meiner Freunde zur Rechenschaft gezogen werden. Auf offiziellem Wege scheint das nicht zu machen zu sein. Dann gehe ich eben den inoffiziellen Weg.“

Was soll's. Ich werde untertauchen, ist nichts Neues für mich. Mal sehen, was ich erreichen kann“, endete Li mürrisch. Walther imponierte Lis grimmige Entschlossenheit. Er würde die Bemühungen seines offiziell gestorbenen Untergebenen unterstützen, soweit es in seiner Macht stand. Walther forderte Li auf: „Kümmern Sie sich darum, dass Ulli dem Bischof übergeben wird! Anschließend sollten Sie vergessen, dass die Kleine jemals existiert hat. Wenn Sie Sven finden und ihn aus den Händen der Mörder seiner Eltern befreien können, erzählen Sie ihm nichts von ihr. Wenn er sich erinnert, dass er eine Schwester hat, sagen Sie ihm, sie sei bei dem Attentat ums Leben gekommen.“ Walther sah sich zum wiederholten Male um und sagte mit ruhiger, analytischer Stimme: „Wenn mindestens eines der Kinder die Chance haben sollte, an sein Erbe heranzukommen, haben beide größere Chancen, wenn sie nichts voneinander wissen. Die Mörder der Rahlands können die Kinder so nicht gegeneinander ausspielen. Li, das ist wichtig. Versprechen Sie mir das?“ Walther blickte Li scharf in die Augen und wartete auf dessen Antwort. Der Halbasiate nickte, während er versuchte, sich über die Konsequenzen dieses Vorgehens klar zu werden. Walthers Mundwinkel zuckten kurz nach oben, dann sprach er in milderem Ton weiter: „Es ist das Beste für alle, wenn auch nicht ganz fair. Vielleicht treffen sich die Kinder einmal unter besseren Bedingungen wieder. Wer kann das schon wissen?“ Der beurlaubte Beamte zog kurz die Schultern hoch und legte die Kamera wieder ins Regal zurück, mit der er in den vergangenen Minuten hantiert hatte. Abrupt wechselte er das Thema: „Sie haben doch vermutlich ein bewegliches Konto, oder?“ Li nickte und sagte mit neuem Glanz in den Augen: „Nun, diese Frage beantworte ich mit einem inoffiziellen

‘Ja’.“ Jeder, der gezwungen war, in verschiedenen Identitäten zu leben, verfügte über „bewegliche Konten“. Diese lagen bei Banken, deren größtes Kapital in ihrer Verschwiegenheit bestand. Von dort aus wurden immer wieder verschiedene Unterkonten bei anderen, ähnlich gelagerten Banken gefüllt. War alles Geld vom ersten Konto auf das eine oder die anderen verteilt, wurde das erste Konto mit allen Informationen darüber gelöscht. Das war zwar nicht ganz legal, aber es funktionierte; zumindest, wenn gewisse, an den Transaktionen beteiligte Bankangestellte für ihre Dienstleistungen entsprechend entlohnt wurden.

Walther bat Li: „Geben Sie mir die Koordinaten eines aktuellen Kontos. Ich werde dorthin eine gewisse Summe für Ihre Auslagen transferieren. Damit sollten Sie dann einige Zeit über die Runden kommen. Ich werde meine Kündigung einreichen und ins Ausland gehen. Mit etwas Geschick könnten Sie mich finden, ich traue es Ihnen jedenfalls zu. Ich bitte Sie aber, mit mir keinen weiteren Kontakt aufzunehmen. Es ist möglich, dass ich überwacht werde. Ich möchte niemanden auf Ihre Spur bringen. Seien Sie sicher, dass ich nicht alles auf sich beruhen lassen werde. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass Sie die Verbindung über den Kommunikator, den wir die letzten Tage benutzt haben, nicht mehr verwenden können.“ Li holte einen Bleistift und einen Zettel aus den Innentaschen seines Jacketts heraus und schrieb einige Ziffern und Buchstaben auf. Li kommentierte die Übergabe mit den Worten: „Sie haben achtundvierzig Stunden Zeit, danach ist das Konto aufgelöst. Danke vielmals.“ Walther lächelte knapp und sagte: „Nicht der Rede wert. Ich danke Ihnen auch im Namen von Julius Rahland, dass Sie sich um die Dinge kümmern.“ Walther reichte Li die Hand. „Machen Sie es gut, Li. Den-

ken Sie daran, wir haben sehr gefährliche Gegner mit guten Kontakten in alle möglichen Richtungen. Das kann schnell nach hinten losgehen. Aber Sie kennen ja so etwas.“ Li nickte, erwiderte den Händedruck und sah, wie Walther gemütlich in Richtung Gemüseabteilung verschwand.

„Gütiger Gott, haben Sie mich erschreckt!“, rief Bischof Pertkow aus und drehte sich auf seinem Schreibtischstuhl um. „Entschuldigen Sie, Hochwürden, aber die Bürotür stand offen“, verteidigte sich Li und versuchte, unschuldig zu wirken. Mit der letzten Äußerung hatte er Recht, das wussten beide. „Und all die anderen Türen? Die Alarmanlage im Garten?“, wollte Bischof Pertkow wissen. „Ach die, na, die sollten Sie mal überholen lassen, denke ich. Das ist ein Modell von vor acht Jahren, wissen Sie, wenn man da die Selbsthaltungsschaltkreise mit einem Kondensator überbrückt, dann kann ma...“, wollte Li fortfahren, doch der Geistliche winkte ab. „Genug, genug, Herr ...“ „Li, Sin Tao Li, zu Ihren Diensten, Hochwürden“, ergänzte der Halbasiate in einem Tonfall, der zwischen Unterwürfigkeit und Amüsiertheit schwankte. „Ja, Li, Sie waren einer der Bodyguards von Julius Rahland und seiner Familie. Gott sei ihren Seelen gnädig.“ Bischof Pertkow blickte einen Moment traurig in seine gefalteten Hände. Dann, ruckartig, sah er Li fest in die Augen und stellte die Frage, die ihn wohl bereits seit Tagen quälte: „Das war kein Unfall, nicht wahr?“ „Nein, Hochwürden, alles andere als das. Es war ein Attentat, ein sehr gut geplantes dazu; wir vermuten, von ganz oben her geplant und durchgeführt. Wir hatten wenig Chancen“, musste Li zugeben. Die Trauer ließ sich aus der Stimme des Bischofs deutlich heraushören: „Ich kann es immer noch nicht glauben. Eine ganze Familie ausgelöscht. Julius hat die Gefahr nie erkennen wollen. Er

hat immer auf das Gute gehofft. Erst in den letzten Jahren hat er angefangen, sich abzusichern, seine eigenen Wege zu gehen. Vielleicht war das schon zu spät. Haben Sie eine Ahnung, wer dahintersteckt?“ Bedauernd schüttelte Li den Kopf und erwiderte: „Nein, noch nicht. Es scheint aber auch in der Regierung Rückhalt für die Mörder von Tamara Rahland zu geben. Auf offiziellem Wege wurden die Untersuchungen abgebrochen. Wir können nicht mit den regulären Ermittlungen beginnen. Da ist viel Druck von oben.“ Li spürte, dass der Bischof sehr genau zugehört hatte, denn er hakte nach: „Warum sagten Sie `die Mörder von Tamara Rahland´, was ist mit dem Rest der Familie, was ist mit den Kindern?“

Jetzt berichtete Li vom eigentlichen Grund seines Einbruchs in der Residenz des Bischofs, der mittlerweile etwas weniger unglücklich wirkte. Erleichtert rief er aus: „Ulli ist in Sicherheit, dem Herrn sei Dank. Und Ihnen natürlich. Und was mit Julius und dem Jungen ist, wissen Sie nicht?“ „Nein, bis jetzt noch nicht. Aber ich werde es herausbekommen, das kann ich Ihnen versprechen. Da sind einige Rechnungen offen. Meine Freunde sollen nicht vergebens gestorben sein. Ich will, dass die Mörder und ihre Auftraggeber zur Rechenschaft gezogen werden, koste es, was es wolle. Offiziell sprechen Sie mit einem Toten, Hochwürden. Ich bin also frei und kann tun und lassen, was ich will. Ich brauche nicht einmal meine Kündigung einzureichen!“ Der Bischof schlug das rechte Bein über das linke und stützte seinen Kopf auf den rechten Arm. Nachdenklich fragte er: „Was gedenken Sie zu tun, was soll mit Ulli geschehen?“ Jetzt war es an Li, seinem Gegenüber prüfend in die Augen zu sehen und zu antworten: „Wir würden sie gerne in Ihre Obhut übergeben, ein Waisenkind, das von der Kirche auf-

gezogen wird. Das hat es doch bestimmt schon einmal gegeben, oder?“ Pertkow schien Gefallen an dem Gedanken zu finden und sprach beinahe vergnügt weiter: „Oh ja. Das hat es.“ Der Bischof stand auf, nahm sich ein Glas und eine Karaffe mit Wasser. Er füllte das Glas und hielt es Li hin, der dankend annahm. Auch der Bischof nahm sich etwas zu trinken. „Das lässt sich organisieren, sehr schnell sogar. Ich möchte, dass Ulli nicht alleine ist. Kennen Sie Steffi, die Nichte von Julius Rahland?“ Li dachte nach. Diesen Namen hatte er in den letzten Tagen vernommen, aber wo? Als hätte der Bischof Lis Gedanken lesen können, erklärte er: „Sie wohnt im Haus der Familie und hat sich seit Ullis Geburt um die Kleine gekümmert.“ Jetzt erinnerte sich auch Li und pflichtete dem Geistlichen bei: „Ja, jetzt weiß ich wieder. Wir sahen sie kurz, als wir die Familie abholten. Ich hatte sie für eine Hausangestellte gehalten. Brauchen wir sie wirklich?“ „Ich denke schon“, sagte Pertkow bestimmt und fuhr fort: „Jemand sollte Ulrikes Ansprüche wahren können. Julius Rahland war, auch wenn es nicht den Anschein hatte, ein sehr reicher Mann, der viele Interessen und Talente hatte. Außerdem wird ihr das Leben im Kloster mit einer vertrauten Person an ihrer Seite leichter fallen.“

Li erkannte die Vorteile, die dieser Vorschlag des Bischofs in sich barg, und stimmte ihm zu: „Wenn Sie das sagen, Hochwürden. Was aber machen wir, wenn Steffi nicht in das Kloster will?“ Bischof Pertkow nahm einen Schluck aus seinem Wasserglas und verzog seinen Mund zu einem tiefgründigen Lächeln. Er schien sich seiner Sache sicher, denn er sagte: „Ach, das lassen Sie mal meine Sorge sein. Es wird Steffis Schaden nicht sein, das können Sie mir glauben. Können Sie Ulli und Steffi morgen um fünf Uhr nachmittags in die Kirche St. Gabriel bringen? Bringen

Sie die Kleidung und was Steffi für unbedingt notwendig hält vorher in das Pfarrheim neben der Kirche.“ Li nickte, verabschiedete sich und verschwand wie ein Geist aus dem Büro des Bischofs.

Auch Steffi wurde von dem unangemeldeten Besuch überrascht, der plötzlich hinter ihr in der Küche stand. Die Überraschung war laut zu hören, als der Porzellanteller am Boden zersprang, den Steffi vor Schreck hatte fallen lassen. „Scherben bringen Glück, Steffi!“, sagte Li sanft. Er blieb auf Abstand, wollte sie nicht weiter ängstigen. „Sie sind doch der Bodyguard, was wollen Sie hier? Mich ausrauben?“, fragte Steffi unsicher, nach einem Ausweg aus der Küche suchend. „Nein, im Gegenteil“, versuchte Li sie zu beruhigen und fuhr sanft fort: „Bitte setzen Sie sich, wir haben einiges zu besprechen.“ Zögerlich, auf Distanz bedacht, öffnete Steffi einen Wandschrank, um einen Besen hervorzuholen. Sie kehrte die Reste des Tellers zusammen, den Blick ständig auf den Halbasiaten gerichtet. Sie entspannte sich ein wenig, als Li sich bückte, um seinerseits einige Scherben aufzusammeln. Seine Hüfte und sein linker Arm schmerzten noch immer, aber deutlich weniger als noch gestern. Die undefinierbaren Mittel von Onkel Ho wirkten offenbar Wunder. „Was haben Sie mit mir zu besprechen, Herr ...“, wollte die junge Frau nervös in Erfahrung bringen. Der Eindringling bat sie: „Nenn mich Li, ja? Ich heiße Sin Tao Li und komme auf Wunsch des Bischofs Pertkow, du kennst ihn?“ Steffi hielt inne und blickte Li fragend an: „Ja, natürlich. Er ist, oder war Ullis Patenonkel ...“ Der Rest des Satzes ging in den Tränen unter, die ihr über die Wangen liefen. Der frühere Beamte konnte den Kloß förmlich sehen, der ihren Hals verstopfte. Li reichte ihr ein Taschentuch und entfernte sich wieder einen Schritt von

ihr. Er wollte nicht aufdringlich wirken und eröffnete ihr so sachte wie möglich: „Steffi, Ulli lebt. Verstehst du? Es geht ihr gut, sie ist vorerst in Sicherheit.“ Ungläubig blickte sie ihn an und wich einen Schritt von ihm zurück. Dann schrie sie ihn an: „Nein, Sie lügen, die Polizei war hier und hat gesagt, alle sind umgekommen! Sie haben mir Bilder von dem Wagen gezeigt, und von Tamara, es ist alles so schrecklich!“ Ihre Beschimpfungen ertranken in einem Sturzbach weiterer Tränen. Der gutmütige Einbrecher ließ es zu. Sollte die Trauer herauskommen, etwas Besseres konnte nicht geschehen. „Hast du auch Bilder der Kinder gesehen, oder von Julius Rahland?“, fragte Li sie eine Weile später. Sie schluchzte aus tiefstem Herzen. „Nein, nein, das habe ich nicht. Sie sagten, sie wollten mir das nicht antun. Tamara ist selbst als Tote noch so schön ...“, flüsterte sie ihre letzten Worte. „Ja, das ist sie“, pflichtete ihr Li bei und sagte dann: „Steffi, der wahre Grund, weshalb du keine Bilder von den Kindern und Herrn Rahland gesehen hast, ist, dass diese den Angriff überlebt haben!“ Steffi schluckte schwer und fragte überrascht: „Angriff? Wieso Angriff? Die Polizei sagte, es wäre ein Unfall gewesen. Auch die Zeitung ...“ In Lis Blick lag ein tiefes Mitgefühl, als er ihren Einwand mit einer Handbewegung unterbrach: „Ja, ich habe das auch gelesen, Steffi. Ich war der Fahrer des Wagens, erinnerst du dich? Wir haben uns kurz in der Halle gesehen. Es war ein Attentat, und die Polizei, oder einige Beamte zumindest, sind darin verstrickt. Wie genau, weiß ich noch nicht.“ Die Verwirrung über Lis Behauptungen wandelte sich in Zweifel und schließlich in Unverständnis. Kaum hörbar brachte Steffi heraus: „Aber, warum? Das waren so nette Menschen. Mein Onkel ist doch immer zu allen freundlich gewesen.“ Li nickte bestätigend und sprach

in ruhigem Ton weiter: „Er hatte mächtige Feinde, Steffi, sehr mächtige. Deshalb wollen wir Ulli auch ganz aus der Schusslinie bringen, verstehst du?“ Sie hörte dem Einbrecher noch einige Zeit zu, wischte irgendwann ihre Tränen ab und begann zu packen.

Li nahm die kleine Reisetasche, die Steffi für ihren Schützling gepackt hatte, und blickte Julius Rahlands Nichte an: „Ist das alles, was Ulrike braucht?“ „Ja, ich habe nur wenig Kleidung eingepackt, die wird sie wohl vom Bischof bekommen, denke ich. Es sind hauptsächlich ein paar Bilder ihrer Eltern, ein paar ihrer Lieblingsspielsachen und ihr Anhänger“, erklärte Steffi traurig. „Ein Anhänger?“, fragte Li interessiert. „Ja, den hat sie zur Taufe von Onkel Julius bekommen. Ich habe das bis heute nicht verstanden. Warum schenkt man seinem Kind eine Goldkette mit einer halben Münze? Naja, Onkel Julius hatte schon immer einen Tick für die Vergangenheit. Das ist eine römische Münze, glaube ich. Onkel Julius ist viel daran gelegen, dass sie die Münze bei sich hatte. Wir hatten sie aber in der letzten Zeit in einer Schmuckkiste bei Tamaras Sachen“, erklärte Steffi. Li erinnerte sich daran, dass auch Sven eine Kette mit einer halben Münze um den Hals getragen hatte. Sie war ihm herausgerutscht, als Li den Ausreißer vom Baum gepflückt hatte, vor einer Ewigkeit im Garten des Bischofs. „Pack nur wenig für dich ein, Steffi, es soll möglichst unauffällig sein“, bat sie der offiziell gestorbene Polizist. „Kein Problem, ich reise gerne mit dem Rucksack, da passt sowieso nicht viel rein. Mir hat aber noch nie etwas gefehlt“, erwiderte sie fröhlich. Li verabschiedete sich kurze Zeit später von der tapferen jungen Frau und verließ das Anwesen wieder über den gleichen Baum, über den er auch beim Eindringen in das Gelände hereingeklettert war.

Das Wehklagen von Onkel Hos Töchtern und Nichten hatte Li ignoriert, als er die kleine Ulrike aus ihrem Unterschlupf abholte. Onkel Ho schien darüber nicht gänzlich unglücklich zu sein. Steffi stand mit ihrem Rucksack an der vereinbarten Bushaltestelle und würdigte den kräftig gebauten Mann, der eine Tragetasche mit einem Kleinkind darin mühelos in seiner linken Hand hielt, keines Blickes. Auch im Bus gelang es Steffi, sich nicht zu Ulrike und ihrem Schutzengel umzudrehen, wenn sie sich auch sehr um diese Disziplin bemühen musste. An einer Steffi unbekannten Bushaltestelle ging Li an ihr vorbei und stieg an der vorderen Tür aus. Hastig griff sie nach ihrem Rucksack und verließ den Bus durch die hintere Tür. Steffi folgte Li und Ulrike in die nahegelegenen Gassen hinein. In einem kaum einzusehenden Hauseingang übergab Steffi dem Halbasiaten ihren Rucksack, während sie die überraschend schwere Tragetasche an sich nahm. Li gab ihr weitere Instruktionen für die nächste halbe Stunde, in der sie mehrfach den Bus wechselten. Nicht nur, um den Eindruck der ziellos herumschlendernden Touristenfamilie zu erwecken, drehten sie mehrere Kreise innerhalb des Gassenwirrwarrs, das eine altehrwürdige Kirche umzingelte. Die Gassen erschienen den wenigen Touristen, die sich in diese Gegend verliefen, wie ein Labyrinth, das hohe Ansprüche an deren Orientierungssinn stellte. Li nutzte das historisch gewachsene Durcheinander, um eventuelle Verfolger abzuschütteln. Irgendwann war er sich sicher, dass sie jetzt unbeobachtet die Kirche betreten konnten.

St. Gabriel, ganz im Osten der Altstadt gelegen, grenzte diese zu den jüngeren Stadtteilen hin ab. St. Gabriel war nicht unbedingt die größte Kirche der Stadt, besaß aber durchaus ihren Reiz für Kirchenhistoriker und Freunde

der Glasmalerei. Üblicherweise predigte der Bischof nicht in dieser kleinen, eher düster wirkenden Kirche, sondern im Dom, der mehr in der Innenstadt lag und sich wesentlich besser erreichen ließ. Doch für diesen speziellen Zweck war aus der Sicht des Bischofs St. Gabriel genau der richtige Ort. Steffi, Ulli und Sin Tao Li gelangten durch einen Seiteneingang in die ehrwürdigen Gemäuer. Mit der Kamera um den Hals erweckten sie den Eindruck von Touristen, die sich zufällig hierher verirrt hatten. Sie schienen glücklich zu sein, eine offenbar versehentlich nicht verschlossene Tür gefunden zu haben, um in die Kirche hineinblicken zu können. Steffi nahm in einer der vorderen Sitzreihen Platz und stellte die Tasche mit der Kleinen erleichtert neben sich. Li durchsuchte unter dem Vorwand, sich für die Glasmalereien zu interessieren, das Innere der Kirche nach unerwünschten Zuschauern und machte hier und dort ein Foto. Er behielt die junge Frau und das Kind ständig im Auge und sah dann, wie ein einfach gekleideter Priester aus einer Tür in der Nähe des Altarraumes heraustrat.

Schnell erreichte Li seine Begleitung. Er stellte erleichtert fest, dass der Bischof in der Kleidung eines einfachen Priesters sehr authentisch wirkte. Pertkow hatte trotz seines Aufstiegs in der kirchlichen Hierarchie nie den Kontakt zu den „einfachen“ Gläubigen verloren und besuchte häufig in „Zivilkleidung“ die Predigten seiner Pfarrer, um auch hier die Stimmung und die Beweggründe der immer kleiner werdenden Basis der Gläubigen zu spüren. „Schön, dass Sie es geschafft haben, Herr Li. Die Taschen sind schon verstaut, bitte lassen Sie mich jetzt mit den beiden alleine. Wir haben einiges zu besprechen, das nicht warten darf, vor allem, was Sie, Steffi, betrifft“, sagte Bischof Pertkow in einem verschwörerischen, leisen Tonfall. Etwas unsicher

stand Steffi auf und nahm die schlafende Ulrike Rahland in ihre Arme. Li nickte ihr freundlich zu und verschwand im Halbdunkel der Kirche. Steffi sollte ihn nicht wiedersehen.